

Thomas Morus

Utopia

(Utopia)

Thomas Morus
seinem Petrus Aegidius Gruß!

Fast schäme ich mich, vortrefflicher Peter Aegidibus, daß ich Dir das Büchlein über das utopianische Staatswesen erst beinahe nach einem Jahre schicke, das Du gewiß schon nach einem halben Jahre erwartet hast, da Du ja wußtest, daß ich bei diesem Werke der Erfindung überhoben war, über die Anordnung des Stoffs nicht nachzudenken und einfach nur zu berichten brauchte, was ich mit Dir zusammen von Raphael erzählen gehört hatte. So machte die Diktion mir keine Mühe, denn seine Sprache konnte, da seine Rede eine improvisirte war, nicht durchdacht und ge-
feilt sein, und dann ist er, wie Du weißt, mehr im Griechischen als im Lateinischen zu Hause. Und je näher meine Darstellung seiner unstudirten schlichten Sprache kam, desto näher kam sie der Wahrheit, der ich hierbei allein obzuliegen habe. Ich gestehe, Freund Peter, daß mir, da Alles so gegeben vorlag, die Arbeit so erleichtert war, daß mir fast nichts aus Eigenem zu thun übrig geblieben ist. Sonst würde Erfindung und Komposition des Ganzen Zeit und Studium eines nicht unbedeutenden und kenntnißreichen Geistes erfordert haben. Wäre verlangt worden, daß die Darstellung nicht nur wahr sondern von

rednerischer Kunst sei, so hätte ich sie überhaupt nicht liefern können. Nachdem aber diese Schwierigkeiten von mir genommen waren, die allein ein Ziel des Schweißes gewesen wären, blieb nur die einfache Nacherzählung des Gehörten übrig und das war keine nennenswerthe Aufgabe. Aber selbst zur Ausführung dieser sehr geringen Arbeit ließen mir andere Geschäfte fast keine Zeit übrig. Bald muß ich in gerichtliches Angelegenheiten emsig plädiren, bald solche anhören, bald als Schiedsrichter schlichten, bald als Richter Urtheile fällen, bald einen amtlichen, bald einen privaten Gang machen. Während ich fast den ganzen Tag außer Hause Andern widme, bleibt mir für meine eigenen Angelegenheiten, d.h. für Litteratur und Wissenschaft, keine Zeit übrig. Komme ich heim, so heißt es mit der Gattin plaudern, mit den Kindern schäkern und mit der Dienerschaft verkehren. Das rechne ich alles zu den Geschäften, die verrichtet werden müssen (und es muß geschehen, wenn du nicht im eigenen Hause ein Fremdling sein willst). Man muß durchaus Sorge tragen, mit denen, die entweder die Natur, der Zufall oder die eigene Wahl zu unsern Lebensgefährten gemacht haben, so angenehm als möglich zu verkommen, damit sie durch zu große Vertraulichkeit nicht verhätschelt, oder durch zu große Nachsicht aus Dienern zu Herren werden. So rauschen Tage, Monate, Jahre dahin. Wann also schreiben?

Und da habe ich nicht einmal vom Schlafen und vom Essen gesprochen, das bei Vielen nicht weniger Zeit in Anspruch nimmt als der Schlaf selbst, der doch fast die Hälfte des Menschenlebens für sich in Beschlag nimmt. So erübrigt mir nur *die* Zeit, die ich mir vom Schlafe und vom Essen abbreche, und so wenig das ist, so ist es doch etwas, und so habe ich endlich die Utopia zu Stande gebracht, und sende sie Dir jetzt, lieber Peter, zum Durchlesen, damit, wenn mir etwas entgangen ist, Du mich darauf aufmerksam machst, obwohl ich mir nämlich in dieser Beziehung nicht gerade mißtraue, - ich wünschte, es fehlte mir ebenso wenig an Genie und Gelehrsamkeit als an der Gabe des Gedächtnisses - so hege ich doch auch kein übertriebenes Vertrauen zu mir selbst, daß ich etwa glaubte, es könne mir nichts entfallen sein. Denn auch Johann Clement, mein jugendlicher Aufwärter, der, wie Du weißt, zugegen war, der mir bei keiner Unterredung von einigem Belang fehlen darf, ein junges Pflänzchen, das bereits in der griechischen und lateinischen Litteratur zu grünen beginnt, und von dem ich mir einst ausgezeichnete Frucht verspreche - hat mich sehr an mir zweifeln gemacht. So viel ich mich nämlich erinnere, hat Hythlodäus erzählt, jene Brücke von Amaurotum über den Fluß Anydrus sei fünfhundert Schritt lang, mein Johannes aber sagt, davon seien zweihundert Schritt in Abrechnung zu bringen, indem

die Breite des Flusses dort nicht über dreihundert Schritt betrage. Ich bitte Dich, rufe Dir den Sachverhalt ins Gedächtniß zurück. Stimmst Du mit ihm überein, so trete ich euch bei, und glaube, daß mich mein Gedächtniß trügt; kannst Du Dich aber nicht erinnern, so lasse ich stehen, was ich niedergeschrieben und baue auf mein Erinnerungsvermögen. Denn da ich aufs äußerste besorgt bin, alles Falsche in meinem Buche zu vermeiden, so will ich, wo die Wahrheit nicht festzustellen ist, lieber eine Unwahrheit sagen, als lügen. Denn lieber ehrlich als pfiffig. Diesem Uebelstande wäre leicht abzuhelfen, wenn Du den Raphael entweder mündlich oder schriftlich befragen wolltest, was Du ja doch wegen eines anderen Skrupels, der uns aufstößt, thun muß, handle es sich nun um ein Versehen, meiner, Deiner oder Raphaels. Ist es uns doch nicht eingefallen, ihn zu fragen, noch ihm von freien Stücken zu sagen, in welcher Gegend des neuen Welttheils Utopia liegt. Lieber möcht' ich es mich eine ziemliche Summe Geldes haben kosten lassen, als daß uns das widerfahren wäre, theils, weil ich mich wirklich schäme, nicht zu wissen, in welchem Weltmeere die Insel liegt, über die ich so viel schreibe, theils weil es den Einen oder Andern bei uns gibt, Einen aber vor allen, einen frommen Mann, von Beruf Gottesgelehrten, der vor Begierde brennt, Utopien zu betreten, nicht aus einem eiteln und neugierigen

Gelüsten, Neues zu sehen, sondern um unsere Religion, die dort einen vielversprechenden Anfang genommen hat, zu fördern und zu verbreiten. Um dies in regelrechtem Gange zu erreichen, will er bewirken, daß er vom Papste dorthin gesendet, dann von den Utopiern zum Bischof gewählt wird, indem er keinen Augenblick bezweifelt, daß er zu dieser Vorsteherwürde durch Bitten gelangen werde. Er hält dies für einen frommen Ehrgeiz, nicht den Rücksichten auf weltliche Ehren und Gewinn, sondern religiösen Motiven entsprungen. Darum bitte ich Dich, lieber Peter, entweder, wenn möglich, mündlich, sonst aber brieflich, dem Hythlodäus anzuliegen, daß in meinem Werke nichts Falsches stehen bleibe, aber auch nichts, was wahr ist, vermißt werde. Ich weiß nicht, ob es darum nicht gut wäre, ihm das Buch selbst zu zeigen. Denn etwas Irrthümliches kann Niemand so verläßlich beseitigen als er, er selbst kann das aber auch nur, wenn er liest, was ich geschrieben habe. Dazu kommt: auf diese Weise wirst Du merken, ob es ihm recht ist, oder ob er nicht erbaut davon ist, daß ich dieses Werk verfaßt habe. Denn wenn er etwa gesonnen ist, die Geschichte seiner Mühen und Strapazen selbst in Druck zu geben, so wird es ihm eben nicht angenehm sein und ganz ebenso erginge es desfalls mir, wenn ich durch meine ihm zuvorkommende Veröffentlichung des utopianischen Staatswesens seine

geschichtliche Darstellung des Reizes der Neuheit be-
raubte.

Um die Wahrheit zu sagen, so bin ich mit mir selbst noch nicht einig, ob ich die Utopie überhaupt herausgeben soll. Der Geschmack der Menschen ist so verschieden, die Gemüther Mancher sind so mür-
risch, ihre Sinnesart so unerquicklich, ihre Urtheile so abgeschmackt, daß diejenigen besser zu fahren schei-
nen, die sich dem Genusse und der Fröhlichkeit hin-
geben, als diejenigen, welche sich mit Sorgen ab-
äschern, etwas zu veröffentlichen, was Andern zum Vergnügen oder zur Belehrung gereichen könne, wäh-
rend es eben diese verschmähen oder unfreundlich aufnehmen. Die Meisten wissen nichts von Wissen-
schaft und Litteratur, viele verachten sie. Ein barbari-
scher Geschmack verwirft Alles, was nicht wieder barbarisch ist. Die Halbwisser verachten Alles als tri-
vial, was nicht von alterthümlichen Ausdrücken wim-
melt. Gewissen Leuten gefällt nur das Alte, den mei-
sten nur das, was sie selbst gemacht haben! Dieser ist so sauertöpfisch, daß er von keinem Scherze etwas wissen will, jener so platt und albern, daß er das Salz des Witzes nicht verträgt, andere so stumpfnasig, daß sie vor einer kräftigen Nase scheuen, wie ein von einem wüthenden Hunde Gebissener vor dem Wasser. Wieder Andere sind so wetterwendisch, daß sie Etwas gut heißen, während sie jetzt sitzen, und schon wieder

etwas Anderes, wenn sie dann aufstehen. Noch Andere sitzen in der Kneipe und urtheilen auf der Bierbank über litterarische Erzeugnisse und verdammen mit einer ungeheuren Autorität alles Beliebige und die Schriften jedermanns, indem sie alle Welt durchzausen, während sie selbst in Sicherheit sind, außer Schußweite, nach dem Sprichworte, denn diese guten Leute sind um und um so glatt und kahl, daß sie kein gutes Haar an sich haben, bei dem man sie fassen könnte. Ueberdies gibt es so undankbare Gemüther, daß sie, während sie sich im höchsten Grade an einem Werke ergötzen, den Autor doch nicht leiden mögen, nicht unähnlich jenen unwirschen Gästen, die, nachdem sie an einem opulenten Gastmahl vollauf sich gelabt haben, nach Hause gehen, ohne dem Gastgeber ein Wort des Dankes zu sagen. Nun geh und richte für Leute so verwöhnten Gaumens, so verschiedenen Geschmacks, und obendrein von so dankbarer Gesinnung, die der Wohltaten so eingedenk sind, auf Deine Kosten einen Schmaus her.

Aber trotzdem, lieber Peter, verfare gegen Hythlodäus, wie ich oben gesagt: es bleibt mir ja unbenommen, hinterdrein immer noch zu thun, was ich will. Aber da ich doch einmal die Mühe des Niederschreibens gehabt habe, so möge das nicht gegen seinen Willen geschehen sein. In allem Uebrigen, was bei der Herausgabe noch in Betracht kommt, werde ich

den Rath meiner Freunde befolgen, vor allem den
Deinigen. Lebe wohl, geliebtester Petrus Aedigius,
sammt Deiner lieben Frau, und bleibe mir wie bisher
zugethan, wie auch ich Dich immer lieber gewonnen
habe.

Der Utopia erstes Buch.

Als der unbesiegbare König Heinrich von England, seines Namens der achte, geschmückt mit allen Tugenden eines ausgezeichneten Fürsten, vor Kurzem einen nicht geringfügigen Streit mit Karl, dem durchlauchtigsten Fürsten von Kastilien, hatte, ordnete er, diesen beizulegen, mich als Sprecher nach Flandern ab und gab mir den unvergeßlichen Cuthbert Tunstall als Begleiter mit, den er unter dem größten allgemeinen Beifalle zum Großarchivar ernannt hatte, zu dessen Lobe von mir nichts gesagt werden soll, nicht weil ich befürchtete, daß das Zeugniß meiner Freundschaft wenig Glauben verdiente, sondern weil sein Charakter und seine Gelehrsamkeit über mein Lob erhaben sind und seine Berühmtheit so groß ist, daß sie erhöhen wollen, die Sonne mit der Laterne beleuchten hieße, wie das Sprichwort lautet.

In Brügge trafen wir, der Verabredung gemäß, die Abgesandten des Fürsten, sämmtlich ausgezeichnete Männer, darunter der Präfekt von Brügge, als Haupt derselben, als ihr Mund und ihre Seele aber der Propst Georg Tlemsicus von Cassileta, der neben seiner natürlichen Beredsamkeit zugleich ein durchgebildeter Redner war, zugleich ein hochbegabter, wohlbeschlagener Staatsrechtsgelehrter. Nach zweimaliger

Zusammenkunft nahmen jene, da wir in einigen Punkten nicht übereinstimmten, Abschied von uns, und reisten nach Brüssel, das Orakel des Fürsten einzuholen.

Ich begab mich unterdessen nach Antwerpen. Während ich mich dort aufhielt, sah ich oft Besuch, doch Niemand lieber als Petrus Aegidius, einen geborenen Antwerpener von großer Biederkeit, in ehrenvoller Stellung, der die ehrenvollste verdiente, da es kaum einen gelehrteren und ehrbareren jungen Mann gab, herzensgut und belesen sondergleichen. Von ehrlicher Aufrichtigkeit gegen jedermann, hat er ein so liebevolles, treues, hingebendes Gemüth gegen seine Freunde, daß kaum Jemand zu finden sein dürfte, der es in erprobter Freundschaft mit ihm aufnähme. Seltene Bescheidenheit eignet ihn, jede heuchlerische Verstellung ist ihm fremd, bei aller Schlichtheit des Wesens ist er sehr klug. Seine Rede ist gewandt und zierlich, seine Scherze sind lebenswürdig harmlos, so daß meine Sehnsucht nach der Heimath und nach dem häuslichen Herde, nach der Gattin und den Kindern gemildert wurde, um die ich bei einer bereits mehr als viermonatlichen Abwesenheit ängstlich besorgt war. Solches besorgte die liebe Gewöhnung des Beisammenseins und das höchst angenehme Gespräch mit ihm.

Als ich eines Tages dem Gottesdienste in der Liebfrauenkirche, die ein wunderschönes Kunstwerk ist

und beim Volke das höchste Ansehen genießt, beige-wohnt hatte, und nach meinem Quartier zurückzukehren im Begriffe war, sah ich ihn mit einem ältlichen Fremden sprechen, dessen Sonnenverbranntes Antlitz, herabwallender Bart, nachlässig über die Schulter hängender Reisemantel mir einen Schiffspatron zu verrathen schienen. Sobald mich Peter erblickte, grüßte er und kam auf mich zu, indem er sich von jenem, der ihm eben eine Antwort zu geben im Begriffe war, ein klein wenig entfernte.

»Siehst du diesen Mann«, sagte er zu mir, indem er auf den wies, mit dem ich ihn sprechen gesehen hatte. »Ich wollte ihn gerade zu Dir führen.«

»Das würde mir um deinetwillen sehr angenehm gewesen sein«, sagte ich.

»Und an sich auch«, versetzte Peter, »wenn du ihn nur erst kenntest. Denn heutigentags lebt wohl Niemand, der dir über Menschen und unbekannte Länder so viel zu erzählen vermöchte, wie er, und solche Geschichten zu hören, bist du, wie ich weiß, höchst begierig.«

»So habe ich,« erwiderte ich, »nicht falsch gerathen, ich habe ihn auf den ersten Blick sofort für einen Seemann gehalten.«

»Du irrst sehr«, gab Peter zur Antwort. »Er hat zwar Seefahrten hinter sich, aber nicht als Palinurus, sondern als ein Ulysses, oder vielmehr als ein Plato.

Nämlich: Raphael - das ist sein Geschlechtsname - Hythlodäus ist im Lateinischen bewandert, aber hat das Griechische noch viel gründlicher inne, (das er viel mehr betrieben hat, weil er sich ganz der Philosophie gewidmet hat, über die außer Seneka und Cicero im Lateinischen nichts der Rede Werthes vorliegt). Er stammt aus Lusitanien, trat sein väterliches Erbtheil seinen Brüdern ab, schloß sich, um Land und Leute zu studieren, dem Amerigo Vespucci an und hat von jenen vier Seereisen, die man heutzutage bereits dort und da gedruckt lesen kann, drei als sein ständiger Begleiter mitgemacht, ist aber von der letzten nicht mit ihm zurückgekehrt. Er erreichte mit bringenden Bitten von Amerigo, daß er unter den Vierundzwanzig war, die bis ans Ende der letzten Fahrt in einem Kastell zurückgelassen wurden. So blieb er zurück und konnte seinem Sinn willfahren, der mehr ans Reisen als an Sterben und Grab dachte, wie er denn fleißig ähnliche Sprüche im Munde zu führen pflegte: ›Der Himmel ist der Leichenstein desjenigen, dem keine Aschenurne beschieden worden‹, und: ›der Weg zu den Göttern ist von überallher gleichweit‹. Dieser Wagemuth hätte ihn, wenn Gott nicht schützend seine Hand über ihn gebreitet hätte, theuer zu stehen kommen können. Nach Abreise des Vespucci hat er mit fünf Castilianern viele Gegenden durchstreift, bis er durch ein wunderbares Glück nach Taprobane

gelangte, von dort nach Kalikut, wo er lusitanische Schiffe vorfand, worauf er gegen alles Erwarten in sein Vaterland zurückfuhr.«

Als Peter dies erzählt und ich ihm dafür Dank gesagt hatte, daß er so viel Gefälligkeit für mich gehabt und so viel Rücksicht auf mich genommen habe, mir eine Unterredung mit diesem Manne zu Theil werden zu lassen, wandte ich mich zu Raphael und nach gegenseitiger Begrüßung und Austausch jener Gemeinplätze, die beim Zusammentreffen zweier Fremden üblich sind, begaben wir uns nach meinem Hause, wo wir uns im Garten auf einer Rasenbank niederließen und zu plaudern anfangen. Er erzählte, wie er und seine im Kastell gebliebenen Gefährten, nachdem Vespucci abgereist war, durch Entgegenkommen und Schmeichelworte bei jenen Völkerschaften sich beliebt zu machen begannen und nicht nur unbehelligt, sondern sogar vertraulich mit ihnen verkehrten, daß sie sogar einem Fürsten, dessen Name und Vaterland mir entfallen, willkommen gewesen, und daß ihm selbst und fünf seiner Begleiter durch dessen Freigebigkeit reichlich Proviant geliefert worden sei, um die Reise mit einem treuen Führer, der sie zu andern Fürsten, denen sie bestens empfohlen waren, zu Wasser auf Flößen, zu Lande per Wagen fortzusetzen. Nach mehrtägigen Reisen hätten sie kleinere und größere Städte angetroffen, um die es nicht übel bestellt

gewesen, Staaten mit zahlreichen Völkerschaften. Unter dem Aequator und zu beiden Seiten desselben hätten weite Wüsteneien im beständigen Sonnenbrande gelegen. Schmutz und öde aussehende, unbebaute, von wilden Thieren und Schlangen und nicht minder wilden Menschen bewohnte Gegenden überall. Bei weiterer Fahrt habe allmählich Alles ein milderes Aussehen angenommen, das Klima habe an Rauigkeit verloren, die Thiere seien zahmer geworden, endlich seien Völker und Städte gekommen, die nicht nur unter sich und mit den nächst benachbarten, sondern auch mit entlegenen Völkerschaften emsig Handel zu Wasser und zu Lande und Gewerbe trieben. So sei ihm Gelegenheit geworden, viele Länder hüben und drüben zu besichtigen, da er und seine Gefährten in jedem Schiffe gern aufgenommen worden, wohin dasselbe auch segelte. Die ersten Schiffe, die sie erblickten, hätten flache Kiele gehabt, die Segel seien von Blättern des Schaftes der Papyrusstaude genäht, oder von Weidenruthen geflochten gewesen, anderwärts von Leder; dann trafen sie auf zugespitzte Kiele und hänfene Segel und im Uebrigen den unsrigen ähnlich, die Seeleute waren in der Kenntniß des Himmels und Meeres bewandert. Schönsten Dank aber, erzählte er, hätte er geerntet, als er sie im Gebrauche des Magnets unterwies, der ihnen früher ganz unbekannt gewesen; daher hätten sie sich nur mit Zagen dem Meere

anvertraut und hätten das nur im Sommer gewagt. Jetzt aber, im Vertrauen auf den Magnetstein, spotten sie des Winters im Gefühle falscher Sicherheit, so daß die Gefahr besteht, daß ein Ding, von dem sie glauben mußten, daß es ihnen in Zukunft von großem Nutzen sein werde, ihnen ob ihrer unklugen Sorglosigkeit zur Quelle großer Uebel werde.

Er erzählte dann noch ein Langes und Breites davon, was er an jedem Orte gesehen, was zu schildern aber nicht der Zweck dieses Werkes ist. Vielleicht wird dies von mir andern Orts berichtet werden, insbesondere von solchen Dingen, deren Kenntniß von praktischem Nutzen ist, wie z.B. vor allem seine Beobachtungen über das, was er bei gesitteten Völkern für treffliche, besonnene Einrichtungen gefunden.

Nach solchen Dingen waren wir besonders begierig und von ihnen sprachen wir am liebsten. Nach den Ungeheuern fragten wir nicht weiter, die nichts Neues mehr an sich hatten. Denn Schrecknisse wie die Scylla, menschenfresserische Lästrygonen und derlei unglaubliche Monstra findet man fast überall, heilsame und weise Satzungen der Bürger jedoch durchaus nicht so.

Uebrigens, wie er bei diesen neuentdeckten Völkerschaften viel Thörichtes fand, so erzählte er auch von nicht Wenigem, woran sich unsere Städte, Völkerschaften, Nationen und Reiche ein Beispiel nehmen

könnten, um das, was bei ihnen verfehlt ist, zu korrigiren, was ich, wie gesagt, andern Orts vorbringen werde.

Für jetzt bin ich gesonnen, nur das zu berichten, was er von den Sitten und Einrichtungen der Utopier erzählt hat, indem ich nur noch jenes Gespräch vorausschicke, in dessen Verfolge er ganz ungezwungen auf jenes staatliche Gemeinwesen gekommen ist. Denn als er gar weise die vielerlei Mißgriffe kritisch beleuchtet hatte, die hier und dort in großer Zahl begangen werden, dann wieder Dinge, die bald bei uns, bald bei jenen vernünftiger geordnet sind, und als man sah, daß er die Einrichtungen der verschiedenen Völkerschaften so inne hatte, daß man hätte wähnen können, er habe an jedem Orte, den er besuchsweise berührt, sein ganzes Leben zugebracht, da sprach Peter seine Bewunderung des Mannes aus.

»Es wundert mich wahrlich, lieber Raphael«, sagte er, »warum du dich nicht irgend einem Könige zur Verfügung stellst, da du ihm doch, ich bin überzeugt davon, höchst erwünscht sein würdest, indem du ihn durch deine Orts- und Menschenkenntniß nicht nur ergötzen sondern durch Beispiele zu belehren und durch deinen Rath zu unterstützen im Stande wärest, wie du zugleich auch deine Interessen dadurch ausgezeichnet wahrnehmen würdest und allen den Deinigen von größtem Nutzen sein könntest«.

»Was die Meinigen anbelangt,« antwortete jener, »so habe ich wenig Sorge um sie, da ich glaube, meine Pflichten gegen sie leidlich erfüllt zu haben. Denn von meinem Besitzthum, das Andere erst im Alter und Siechthum, weil sie es nicht länger festhalten können, und auch dann noch ungerne abtreten, habe ich mich schon im gesunden und kräftigen Alter, ja schon in der Jugend zu Gunsten von Verwandten und Freunden getrennt, die ich durch meine Mildthätigkeit zufrieden gestellt zu haben glaube, und die nicht überdies von mir verlangen und erwarten dürften, daß ich mich ihres Vorthelles halber in die Sklaverei von Königen begeben.«

»Schön gesagt«, versetzte Peter darauf, »aber meine Meinung ist nicht, daß du den Königen dienen, sondern daß du ihnen Dienste leisten sollst«.

»Das ist bloß eine etwas längere Ausdrucksweise für dienen,« versetzte Jener.

»Aber ich meine«, erwiderte Peter, »welchen Namen du der Sache auch geben magst, das sei gerade der Weg, auf dem du nicht nur andere Privatpersonen, sondern auch das Gemeinwesen fördern und deine eigene Lage glücklich gestalten kannst«.

»Glücklicher meine Lage durch Mittel und Wege gestalten, von denen sich mein Gemüth zurückgestoßen fühlt? Wenn ich jetzt nach meinem freien Willen lebe, so glaube, so vermuthe ich, daß dieses Loos den

wenigsten Purpurträgern zu Theil wird. Gibt es doch genug Solcher, die um die Freundschaft der Machthaber werben, so daß es für diese jedenfalls keinen großen Verlust zu bedeuten hat, wenn sie meiner oder das einen oder andern mit mir Gleichgesinnten entbehren.«

»Dann, Raphael«, sagte ich, »ist es klar, daß du weder nach Reichthümern noch nach Macht verlangst, und ich verehere einen Menschen von deiner Gesinnung nicht weniger, als Einen, der die höchste Machtfülle im Staate in Händen hält. Immerhin scheint es mir eine eines so edlen und wahrhaft philosophischen Geistes würdige Sache zu sein, auch mit theilweiser Aufopferung deines persönlichen Wohlseins, deinen Genius und deinen Fleiß zum Besten des Gemeinwohls auszubieten, und das würde dir auf keine vollkommenere Weise gelingen, als dadurch, daß du als Beirath mächtigen Fürsten ihm, woran gar nicht zu zweifeln ist, nur Gerechtes und Ehrenhaftes beibrächtest. Denn vom Fürsten gehen gute wie üble Wirkungen wie von einer nieversiegenden Quelle aus und strömen ins Volk. Deine Gelehrsamkeit ist eine so unbedingte, daß du auch ohne Geschäftspraxis einen vorzüglichen Rathgeber für jeden beliebigen König abgeben würdest.«

»Du befindest dich da in einem doppelten Irrthum,« sagte jener, »lieber Morus, erstens hinsichtlich

meiner, sodann hinsichtlich der Sache. Denn ich besitze die Begabung nicht, die du mir zuschreibst, wenn ich sie aber auch im höchsten Maße besäße, so würde ich doch, wenn ich auch meine Ruhe und Muße gänzlich opferte, die Sache des Gemeinwesens nicht fördern. Denn erstens beschäftigen sich die meisten Fürsten lieber mit militärischen Studien (worin ich Kenntnisse weder besitze, noch zu besitzen wünsche) als mit den heilsamen Wünschen des Friedens. Viel wichtiger ist ihnen das Bestreben, aus rechtem oder unrechtem Wege sich neue Reiche zu erwerben, als die erworbenen gut zu regieren.

Uebrigens gibt es keinen Rathgeber der Könige, der nicht entweder selbst so weise ist, oder wenigstens sich so weise dünkt, daß er den Rath eines andern Mannes billigt, außer daß sie in abgeschmacktester Weise denjenigen schmeicheln, die in der höchsten Gunst des Fürsten stehen, oder durch Zustimmung sich dieselbe zu verdienen trachten. Und in der That ist es nur natürlich, daß die Menschen in die Einfälle ihres eigenen Geistes verliebt sind. Den Raben und den Affen dünken ihre Jungen auch die schönsten Geschöpfe.

Wenn nun in einer solchen Gesellschaft, in der die Einen die Gedanken anderer Leute verachten, die Andern ihre eigene Meinung obenan stellen, irgend jemand etwas vorbrächte, wovon er gelesen, daß es

weiland so gehalten worden, oder was er selbst anderwärts bethätigt gesehen, so thun Jene so, als ob ihre ganze Weisheit Gefahr liefe und sie fortan nur für Dummköpfe gelten würden, wenn es ihnen nicht gelänge, an den Gedanken und Rathschlägen Anderer zu kritteln und zu mäkeln. Wenn alles Andere versagt, nehmen sie ihre Zuflucht dazu, daß sie sagen: »So hat es unseren Vorfahren beliebt; wollte Gott, daß wir ihnen an Weisheit gleichkämen«. Und dann (wenn sie sich so im Rathe erhoben) setzen sie sich wieder nieder, als ob die Sache damit gründlich erörtert und abgethan sei. Als ob es die größte Gefahr mit sich bringe, wenn einmal Einer in irgend etwas klüger erfunden wird, als seine Vorfahren! Und doch sind wir es voll Gleichmuth zufrieden, daß ihre weisesten Rathschlüsse unausgeführt bleiben, und wenn in einer Angelegenheit eine bessere Maßregel hätte getroffen werden können, so ergreifen wir begierig die Gelegenheit, unsern Tadel anzubringen. So bin ich gar häufig andernorts auf hochmüthige, alberne, grillenhafte Urtheile gestoßen, einmal auch in England.«

»So warst du, bitte, auch in England?« fragte ich.

»Ja,« sagte er, »ich habe mich einige Monate dort aufgehalten, nicht lange nach der kläglichen Niederlage, mit welcher der Bürgerkrieg der Westengländer gegen den König unterdrückt worden ist.«

Während der Zeit war ich dem hochehrwürdigen

Vater Johannes Morton, Kardinal-Erzbischof von Canterbury, zur Zeit auch Kanzler von England, zu großem Danke verpflichtet, einem Manne, lieber Peter, [dem Morus sage ich damit nichts Neues] nicht weniger verehrungswürdig durch Weisheit und Tugend als durch hohe Stellung. Er war von mittlerer Statur, die Last der Jahre beugte ihn nicht, sein Antlitz ehrwürdig, im Umgange ist er nicht schwierig, doch von ernstem Wesen. Er liebte es zuweilen, Bittsteller durch einen rauhen Anstrich, aber harmlos, auf die Probe zu stellen, wie weit ihre Geistesgegenwart und ihr Freimuth gehe, und war darüber, wenn nur keine Frechheit dabei war, als über etwas seiner Natur Verwandtes entzückt. Einen solchen wählte er gern für einen Staatsdienstposten. Seine Rede war fein und markig, seine Rechtskenntniß groß, seine Geistesanlage unvergleichlich, sein Gedächtniß fabelhaft. Diese von Natur hervorragenden Gaben hatte er durch Studium und Praxis noch weiter ausgebildet. Auf dessen Rath schien mir der König viel zu geben und sich auf ihn zu stützen, denn er war in frühester Jugend von der Schule weg an den Hof gezogen und durch alle Lebensalter in den wichtigsten Staatsgeschäften und in den mannigfaltigsten Brandungen des Schicksals unaufhörlich hin- und hergeworfen worden und hatte so praktische Weltkunde unter vielen und großen Gefahren sich angeeignet, und die *so* erworbene haftet

unverlierbar.-

Als ich eines Tages bei ihm zu Tische war, war auch ein eurer Gesetze kundiger Mann aus dem Laienstande zugegen, der aus irgend einem mir unbekannten Anlasse jene stramme Justiz zu loben begann, die damals dort zu Lande eifrigst gegen die Diebe gehandhabt wurde, die, wie er erzählte, meist zu zwanzig an's Kreuz geheftet wurden. Er sagte, er wundere sich nicht wenig, daß es, obwohl nur Wenige der Todesstrafe entgingen, doch allerorten von Dieben wimmle.

Da nahm ich das Wort - denn ich durfte beim Kardinal frei reden - und sagte: »Du darfst dich mit nichts wundern, wenn diese Bestrafung der Diebe überschreitet die Grenze der Gerechtigkeit und ist für das Gemeinwohl nicht ersprießlich. Zur Sühne des Diebstahls ist sie nämlich zu grausam und zu seiner Verhinderung doch ungenügend. Der einfache Diebstahl ist doch kein so ungeheures Verbrechen, daß er mit dem Kopfe gebüßt werden muß, noch ist andererseits eine Strafe so schwer, daß sie vom Stehlen Diejenigen abhielte, die sonst keinen Lebensunterhalt haben. In dieser Beziehung scheint nicht nur Ihr, sondern die halbe Welt jenen schlechten Schullehrern nachzuahmen, die ihre Schüler lieber mit der Ruthe züchtigen als unterrichten. Schwere, schauerliche Strafen sind für die Diebe festgesetzt worden, während doch eher

Vorsorge zu treffen gewesen wäre, daß Einer nicht in die harte Nothwendigkeit, zu stehlen, versetzt werde und dann infolge dessen sterben zu müssen.«

»Dafür,« versetzte Jener, »ist genügend gesorgt, es gibt Handwerke, es gibt den Ackerbau, mittels deren das Leben gefristet werden kann, wenn die Leute nicht vorsätzlich schlecht sein wollten.«

»Damit entschlüpfst du mir nicht«, erwiderte ich darauf. »Sehen wir vorerst von Jenen ab, die aus auswärtigen oder aus Bürgerkriegen verstümmelt heimkehren, wie neulich bei Euch aus der Schlacht von Cornwall, oder kurz zuvor aus dem gallischen Krieg, die ihre gesunden Gliedmassen für den König oder das Gemeinwohl in die Schätze schlagen und ihren früheren Beruf wegen Invalidität nicht mehr ausüben, und wegen vorgerückten Alters einen neuen nicht mehr erlernen können - von Diesen also wollen wir absehen, da Kriege nur nach gewissen Zwischenräumen eintreten. Fassen wir vielmehr die täglichen Vorkommnisse ins Auge. Die Zahl der Adligen ist gar groß, die nicht nur selbst im Müssiggange von der Arbeit Anderer wie Drohnen leben, sondern die Landbebauer ihrer Güter der zu erhöhenden Renten wegen bis auf's Blut schinden. Dies ist die einzige Art von Sparsamkeit, die sie kennen, diese Menschen, die in anderer Hinsicht verschwenderisch bis zum Bettelstabe sind; auch umgeben sie sich mit einem

ungeheuren Schwarm müssiger Gefolgschaft, die keine nützliche Kunst, das Leben zu fristen, erlernt hat. Diese Leute werden, wenn ihr Herr stirbt oder sie selbst erkranken, von Haus und Hof getrieben, denn lieber will man Müssiggänger ernähren, als Kranke, und oft ist der Erbe des Sterbenden auch nicht im Stande, den väterlichen Haushalt aus gleichem Fuße fortzuführen. Inzwischen hungern sich diese Leute ab, wenn sie nicht das Herz haben zu stehlen. Denn was sollen sie thun? Wenn sie nämlich durch Umherirren nach einiger Zeit Kleider und Gesundheit vernutzt haben, verschmähen es die Adeligen, die durch Krankheit Verunreinigten in fadenscheinigen Gewändern aufzunehmen, und die Bauern wagen es nicht, ihnen Arbeit zu geben, da sie recht gut wissen, daß ein reichlich in Muße und im Genusse Aufgewachsener, der nur gelohnt ist, mit Schwert und Schild trotzigem Blickes einherzuschreiten und rings um sich Alle zu verachten, nicht geeignet ist, mit Spaten und Haue um elenden Lohn und dürftige Beköstigung einem Armen treu zu dienen«.

»Gerade diesen Menschenschlag,« versetzte Jener, »müssen wir vor allem pflegen. Denn in ihnen, denen höherer Geistesschwung und mehr Kühnheit eignet, als den Handwerkern und Ackerbauern, besteht die Kraft des Heeres, wenn es gilt, sich im Kriege zu schlagen.«

»Fürwahr«, erwiderte ich, »gerade so gut kannst du sagen, die Diebe seien zu hegen, deren ihr zweifellos nie ermangeln werdet, so lange ihr Diese habt. Denn die Diebe sind keine schlaffen Soldaten und die Soldaten des Stehlens nicht eben unkundig. Die beiden Gewerbe stimmen gut zusammen.

Aber so geläufig euch dieser Makel ist, ist er euch doch nicht eigenthümlich: er ist fast allen Völkern gemeinsam. Von einer noch verderblicheren Pest ist Gallien heimgesucht. Das ganze Land ist auch im Frieden - wenn dort Friede ist - von Soldaten angefüllt und belagert, aus demselben Grund, aus dem ihr glaubtet, diese Dienstmannen ernähren zu müssen, weil es nämlich den verrückten Staatsweisen geschehen hat, das Staatswohl bestehe darin, daß immer eine starke verlässliche Besatzung in Bereitschaft sei, insbesondere von altgedienten Soldaten, da man zu Rekruten gar kein Vertrauen hat. So daß der Krieg nur entfacht werde, um kriegskundige Soldaten zu haben, im Abschlachten erprobt, damit ihnen nicht (wie Sallust treffend sagt) Hand und Sinn in Mußzeiten erlahme. Wie gefährlich es aber ist, auf diese Weise wilde reißende Thiere aufzuziehen, das hat Frankreich zu seinem eigenen Schaden kennen gelernt, und die Beispiele der Römer, Karthager, Syrier und vieler Völker bezeugen es deutlich, weil ihre stets schlagfertigen Heere nicht nur das Reich im Ganzen, sondern

auch die Aecker und Städte bei einer Gelegenheit über der andern urplötzlich verwüstet haben.

Wie das durchaus nicht nöthig ist, erhellt daraus, daß nicht einmal die französischen Soldaten, die von den Kinderschuhen aus in den Waffen höchst geübt sind, sich nicht oft rühmen können, aus dem Zusammentreffen mit den rasch improvisirten eurigen als Sieger hervorgegangen zu sein, um nicht mehr zu sagen, damit es nicht den Anschein habe, ich wolle den Anwesenden schmeicheln. Aber man nimmt an, daß weder eure städtischen Handwerker, noch die rauen ländlichen Feldbebauer die müssiggehenden Gefolgsmannen der Adeligen besonders fürchten, außer etwa diejenigen, deren Statur und Körperkräfte ihrem Muthe nicht gleichkommen, oder deren geistige Schwungkraft durch häusliche Noth gebrochen ist; so ist auch keine Gefahr vorhanden, daß ihre kräftigen und gesunden Körper (denn der Adel hält es nur der Mühe werth, auserlesene Gestalten herunterzubringen) durch Muße und Nichtsthun verweichlicht werden, wenn sie ein gediegenes Handwerk, das ihnen den Lebensunterhalt verbürgt, erlernen; oder durch zu leichte, nur für Weiber geeignete Arbeit von Kräften kommen, oder unfähig werden, Strapazen zu ertragen.

Wie sich das nun auch verhalten mag, so scheint es mir nicht einmal für den Fall eines Krieges - den ihr übrigens, wenn ihr nicht wollt, nicht zu haben

braucht - dem Gemeinwohl zuträglich zu sein, einen unendlichen Schwarm solcher Leute zu ernähren, weil es dem Frieden Abbruch thut, dem man doch so viel mehr Pflege zuwenden sollte, als dem Kriege. - Aber das ist keineswegs die einzige Ursache der Diebstähle; es gibt vielmehr nach meiner Meinung noch eine, die euch eigenthümlich ist«.

»Und diese ist?« fragte der Kardinal.

»Eure Schafe«, sagte ich, »die so sanft zu sein und so wenig zu fressen pflegten, haben angefangen so gefräßig und zügellos zu werden, daß sie die Menschen selbst auffressen und die Aecker, Häuser, Familienheime verwüsten und entvölkern. Denn in jenen Gegenden des Königreichs, wo feinere, daher theurere Wolle gezüchtet wird, sitzen die Adeligen und Prälaten, jedenfalls sehr fromme Männer, die sich mit den jährlichen Einkommen und Vortheilen nicht begnügen, die ihnen von ihren Voreltern aus den Landgütern zugefallen sind, nicht zufrieden, in freier Muße und im Vergnügen leben zu können, ohne dem Gemeinwohl zu nützen, dem sie sogar schaden; sie lassen dem Ackerbau keinen Boden übrig, legen überall Weideplätze an, reißen die Häuser nieder, zerstören die Städte und lassen nur die Kirchen stehen, um die Schafe darin einzustallen, und als ob euch die Wildgehege und Parke nicht schon genug Grund und Boden wegnähmen, verwandeln jene braven Männer

alle Wohnungen und alles Angebaute in Einöden. So umgibt ein einziger unersättlicher Prasser, ein scheußlicher Fluch für sein Vaterland, einige tausend zusammenhängende Aecker mit einem einzigen Zaun, die Bodenbebauer werden hinausgeworfen, entweder gewaltsam unterdrückt oder mit List umgarnt, oder, durch allerlei Unbilden abgehetzt, zum Verkauf getrieben. So oder so wandern die Unglücklichen aus, Männer, Weiber, Kinder, Ehemänner und Gattinnen, Waisen, Wittwen, Mütter mit kleinen Kindern, mit einer zahlreichen dürftigen Familie, da der Ackerbau vieler Hände bedarf - sie wandern aus, sage ich, aus ihren altgewohnten Heimstätten, und finden kein schützendes Obdach; ihren ganzen Hausrath, für den ohnehin nicht viel zu erzielen ist, müssen sie, da sie ausgetrieben werden, für ein Spottgeld hergeben, und wenn sie dann diesen Erlös binnen Kurzem bei ihrem Herumschweifen aufgebraucht haben, was bleibt ihnen schließlich übrig, als zu stehlen und danach von Rechtswegen gehängt zu werden, oder als Bettler sich herumzutreiben? Dann werden sie als Landstreicher in's Gefängniß geworfen wegen müßigen Herumtreibens, während sie doch Niemand in Arbeit nehmen will, obwohl sie sich höchst begierig anbieten. Denn wo nicht gesäet wird, da ist es mit dem Ackerbau nichts, den sie doch allein erlernt haben. Ein einziger Schaf- oder Rinderhirt nämlich genügt, das Land von

den Schafen abweiden zu lassen, das mit Sämereien zu bestellen viele Hände erforderte.

Aus diesem Grunde sind auch die Lebensmittel an vielen Orten bedeutend theurer. Ueberdies ist der Preis der Wolle so gestiegen, daß die ärmeren Tuchmacher sie nicht mehr kaufen können und aus diesem Grunde größtentheils zum Müssiggang verurtheilt werden.

Nach dieser Vermehrung der Weiden raffte eine Seuche zahllose Schafe dahin, als ob Gott für die Habgier der Herren ein Strafgericht über sie habe verhängen wollen und ein großes Sterben über ihre Schafherden gesendet habe, das er gerechter über ihre eigenen Häupter hätte ergehen lassen.

Wie sehr auch die Zahl der Schafe zunimmt, die Preise gehen doch nicht herunter, weil, wenn man auch nicht von einem Monopol reden kann, der Handel (mit Wolle) doch nur in den Händen weniger Reichen concentrirt ist, die keine Nothwendigkeit früher zu verkaufen zwingt, als es ihnen beliebt, und es beliebt ihnen nicht, bevor sie nicht nach Belieben verkaufen können.

Aus demselben Grunde sind die Thiere der übrigen Gattungen gleichmäßig theuer, und zwar um so mehr, weil es nach der Zerstörung der Dörfer und dem Verfall der Landwirthschaft keine Leute gibt, die sich mit der Aufzucht des Viehes beschäftigen. Denn für

junges Rindvieh sorgen die Reichen nicht in gleicher Weise wie für Nachwuchs an Schafen. In der Ferne kaufen sie solches spottbillig auf und wenn sie es auf ihren Weiden gemästet haben, verkaufen sie es theuer. Ich vermuthete daher, daß das ganze hieraus fließende Ungemach noch nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Denn zunächst erzeugen sie blos an jenen Orten Theuerung, wo sie verkaufen; da sie aber das Vieh dort, wo sie es kaufen, schneller wegführen, als es sich durch Nachwuchs vermehren kann, so nimmt es daselbst allmählich ab und es muß auch dort drückender Mangel entstehen.

So wird gerade der Umstand, der das Hauptglück eurer Insel zu bilden schien, durch die unverantwortliche Habgier Weniger in sein Gegenteil verkehrt. Denn die Theuerung der Lebensmittel ist die Ursache davon, daß jeder so viele Leute als möglich aus seinem Haushalte entläßt. Wohin aber muß das führen, wenn nicht zum Bettel, oder, bei herzhafteren Naturen, zum Diebstahl?

Zu solcher Armuth und Noth gesellt sich andererseits aufdringlicher Luxus. Nicht nur die Dienerschaft der Adligen und die Handwerker, sogar schon die Bauern und alle übrigen Stände treiben unverschämten Aufwand in der Kleidung und huldigen der Ueppigkeit in den Lebensmitteln. Wenn durch Kneipenleben, Bordelle, liederliche Wein- und Bierhäuser, so

und so viele wenig ehrenhafte Spiele, wie Würfel- und Karten-, Ball-, Kugel- und Wurfscheibenspiel ihre Geldmittel nur zu schnell erschöpft sind - wohin soll das die solchen Passionen Fröhnenden anders führen, als zum Diebstahl?

Diese Pestbeulen entfernt von eurem Leibe; macht ein Gesetz, daß die Dörfer und ackerbautreibenden Städte von Jenen wieder hergestellt werden müssen, die sie zerstört haben, oder daß sie sie Solchen abtreten, die sie wieder herstellen und aufbauen wollen. Dämmt diese Aufkäufe der Reichen ein, die ihnen die Möglichkeit gewähren, ein Monopol auszuüben. Es sollen sich weniger und immer weniger Leute vom Müssiggange ernähren können; der Ackerbau werde wieder eingeführt, die Wollindustrie wieder blühend gemacht, man schaffe ehrlichen Erwerb, der jener arbeitslosen Menge nützliche Beschäftigung bietet, die die Noth bisher zu Dieben machte, und jenen umher-schweifenden, stellenlosen Dienern, die bald zu Dieben werden müssen.

Wofern ihr nicht diesen Uebeln steuert, rühmt ihr vergeblich eure zur Sühne des Diebstahls gehandhabte Rechtspflege, die mehr scheinprächtiger als gerecht und heilsam ist. Wenn ihr eine schlechte Erziehung geben und die Sitten von den zartesten Jahren an allmählich verderben lasset, dann, wenn sie endlich Männer geworden sind, jene Verbrechen bestraft, die

zu begeben sie von Kindheit auf in Aussicht gestellt haben - was thut ihr da anders, frage ich, als Diebe heranbilden und sie dann mit der Schärfe des Gesetzes treffen?«

Während ich so sprach, hatte sich jener Rechtsgelehrte zur Antwort fertig gemacht und bei sich beschlossen, sich jener feierlichen Weise der Disputirenden zu bedienen, die wackerer wiederholen als antworten, indem sie ein gutes Gedächtniß für besonders preiswürdig ansehen. »Wahrlich, du hast gut gesprochen,« sagte er, »da du nämlich ein Fremder bist, der von diesen Dingen eher etwas hören als gründlich verstehen kann, was ich sofort mit wenigen Worten klar legen werde. Zuerst werde ich noch einmal durchnehmen, was du vorgebracht hast, sodann werde ich zeigen, wie dich die Unkenntniß unserer Verhältnisse irregeführt hat, zuletzt werde ich nacheinander alle deine Gründe widerlegen und zunichte machen.

Also ich gehe von dem ersten Theile meines Versprechens aus; du scheinst mir vier -«

»Halt«, sagte der Kardinal; »es dünkt mich, derjenige werde nicht eine kurze Antwort geben, der so anfängt. Daher überheben wir dich für jetzt einer Beantwortung, die wir aber gleichwohl für eure nächste Zusammenkunft aufsparen wollen, die ich gern (wenn du oder Raphael nicht verhindert ist) für morgen ansetzen möchte. Inzwischen aber möchte ich von dir,

lieber Raphael, gar gerne hören, warum der Diebstahl nach deiner Meinung nicht mit dem Tode zu bestrafen sei und was für eine andere Strafe du statuirst, die sich dem Gemeinwohl zuträglicher erweist, denn daß er zu dulden sei, das meinst auch du nicht. Wenn aber jetzt nicht einmal der Tod vom Stehlen abhalten kann, welches Schreckmittel vermochte sich, ist die Sicherheit des Lebens erst einmal gewährleistet, gegen die Verbrecher noch wirksam erweisen, die die Auffassung bekunden würden, die Milderung der Strafe sei eine Art Ermunterung zum Verbrechen?«

»Sicherlich, ehrwürdigster Vater,« erwiderte ich, »halte ich die Entziehung des Lebens für die Entziehung von Geld für geradezu ungerecht. Es ist meine Meinung, daß sämtliche Glücksgüter das menschliche Leben nicht aufwiegen können. Wenn man aber sagte, daß die verleite Gerechtigkeit, die übertretenen Gesetze durch diese Strafe gesühnt werden sollen, und nicht die Entwendung des Geldes, - warum sollte dieses höchste Recht nicht mit Fug höchstes Unrecht genannt werden? Denn weder ist jene Manliche Strenge der Gesetze zu billigen, daß in den leichtesten Fällen das Schwert ohne Nachsicht zu ziehen sei, noch jene stoische Unbeugsamkeit daß alle Vergehen gleich geachtet werden, als ob es keinen Unterschied mache, ob Einer Einen todtschlage, oder ihm bloß Geld entwende, Vergehen, die, wenn die Billigkeit mehr als

leerer Schall ist, nicht die geringste Aehnlichkeit und Verwandtschaft mit einander haben. Gott hat verboten, irgend einen Menschen zu tödten, und wir tödten so mir nichts dir nichts wegen einer erbärmlichen Summe entwendeten Geldes?

Wenn Einer etwa die Auslegung anwenden wollte, durch jenes Gebot Gottes sei das Tödten verboten, insoferne nicht das irdische Gesetz das Tödten erlaubt - was hindert dann, daß die Menschen unter einander festsetzen, in wie weit Nothzucht, Ehebruch, Meineid zu erlauben sei? Wenn nun, da Gott verboten hat, nicht nur fremdes, sondern auch das eigene Leben zu nehmen, die Menschen durch Uebereinkunft unter sich mittels gewisser gesetzlicher Abmachungen festsetzten, sich gegenseitig umzubringen, so müßte das die Geltung haben, daß diese sich untereinander mordenden Spießgesellen von dem göttlichen Verbote ausgenommen sind, weil ein menschliches Gesetz ihrer Tödtung die Sanction ertheilt, und müßte das göttliche Recht einem solchen Pakte zufolge nicht bloß so viel Geltung haben, als ihm das menschliche Recht zu haben verstattet? Und so würde es nach Analogie dieses Falles sich begeben, daß die Menschen in allen Angelegenheiten statuiren, in wie weit man es passend finde, die göttlichen Gebote zu beobachten. Kurz und gut: sogar das Mosaische Gesetz, obwohl rauh und unbarmherzig, gegen Sklaven und

Verstockte erlassen, hat den Diebstahl nur mit Geld, nicht mit dem Tode bestraft. Glauben wir doch nicht, daß Gott unter dem neuen Gesetze der Milde, mit dem er uns, seine Kinder, regiert, eine größere Freiheit gewährt habe, gegen einander zu wüthen.

Aber, daß es nichtsdestoweniger unsinnig und für das Staatswesen verderblich sei, einen Dieb und einen Mörder gleichmäßig zu bestrafen, das, glaube ich, weiß ausnahmslos jedermann. Denn, wenn dem überfüllten Diebe nicht geringere Strafe droht, als wenn er überdies des Mordes angeklagt wäre, so wird er ja durch diese *eine* Erwägung schon zum Morde dessen angereizt, den er sonst bloß beraubt haben würde, da er ja, außer dem, daß ihm bei seiner Ergreifung keine größere Gefahr droht, sogar im Falle der Ermordung des Bestohlenen sicherer geht, indem die Hoffnung auf Verheimlichung der Missethat wächst, wenn derjenige, der als der Betroffene den Hauptzeugen hätte abgeben können, beseitigt ist. Während wir die Diebe also durch allzustrenge Maßregeln einzuschüchtern trachten, verlocken wir sie, sich am Leben braver Menschen zu vergreifen. Nun ist aber meiner Meinung nach die Frage welche Bestrafung ist besser? viel leichter zu lösen, als die, welche schlechter sei. Denn warum bezweifeln wir, daß *der* Weg zur Bestrafung von Verbrechen der praktischste sei, den einst, wie wir wissen, die Römer so lange beliebt

haben, die doch in der Staatsverwaltung die meiste Erfahrung hatten? Sie verurtheilten nämlich schwere Verbrecher in die Steinbrüche und Erzgruben, wo sie nach Metallen schürfen mußten, woselbst sie zeitlebens Ketten zu tragen hatten.

Uebrigens billige ich in dieser Beziehung keine Einrichtung eines Volkes mehr, als jene, die ich während meiner Reisen in Persien bei den Polyleriten, wie sie gewöhnlich genannt werden, getroffen habe, einer nicht kleinen Völkerschaft mit vernünftigen Einrichtungen, die außer einem jährlich dem Perserkönig gezahlten Tribut sonst frei ist, und unter eigenen Gesetzen steht. Da sie aber weit von der See abliegen, fast ringsum von hohen Bergen eingeschlossen sind, und mit den Erzeugnissen ihres Landes in jeder Beziehung sich begnügen, mit anderen Völkern nicht oft in Berührung kommen, sei's, daß sie zu diesen, sei's, daß diese zu ihnen kämen, da sie nach alter Volkssitte nicht danach trachten, ihre Grenzen zu erweitern, und ihre natürliche vor jedem Angriffe durch Gebirge leicht geschützt wird, der Tribut, den sie dem Mächtigen entrichten, sie von jedem Kriegsdienste befreit, so leben sie behaglich in guten Verhältnissen, mehr glücklich als ritterlich oder berühmt, denn ich vermuthe, sie sind, außer bei ihren nächsten Grenznachbarn, kaum dem Namen nach bekannt.

Bei ihnen nun müssen die überführten Diebe das

Gestohlene dem Eigenthümer zurückgeben, nicht, wie in andern Ländern, dem Könige, der, wie sie meinen, gerade so viel Unrecht auf die gestohlene Sache hat, als der Dieb selber. Ist aber die Sache zu Grunde gegangen, so wird der Werth derselben aus dem Besizthum der Diebe dem Bestohlenen bezahlt, alles Uebrigeläßt man der Frau und den Kindern des Diebes, sie selbst aber werden zu öffentlichen Arbeiten verurtheilt, und wenn der Diebstahl nicht unter Anwendung von Gewalt beruht worden ist, wirft man sie weder ins Gefängniß noch in Ketten, sondern sie gehen bei den Arbeiten durchaus frei einher. Die Widerspenstigen und träge sich Gehabenden werden weniger durch Fesseln gehindert, als durch Schläge angetrieben. Wenn sie die Arbeit wacker fördern, erfahren sie keine Schelt- oder Tadelworte, nur zur Nachtzeit werden sie unter Namensaufruf kontrollirt und in ihren Schlafräumen eingeschlossen. Außer der unausgesetzten Arbeit erleiden sie keinerlei Ungemach. Ihre gute Ernährung erfolgt, da sie in öffentlichen Diensten Arbeit verrichten, von Staatswegen, anderswo anders. Hier und da wird nämlich durch Almosen für sie gesammelt, und obwohl diese Art und Weise einigermaßen unsicher ist, fällt die Beköstigung der Sträflinge immer noch reichlicher als sonst irgendwo aus, da dieses Volk sehr mildthätig ist. Es gibt auch Gegenden, womänniglich einen Beitrag zu diesem Zwecke

abgibt. An einigen Orten verrichten sie auch keine öffentliche Arbeit, sondern, wenn ein Privatmann Arbeitskräfte braucht, so geht er auf das Forum und mietet sich Leute für den Tag, für einen um ein Weniges geringeren Lohn, als ein freier Mann bekäme. Es ist erlaubt, die Trägheit eines solchen Mannes mit Strafe zu züchtigen. So fehlt es diesen Leuten nie an Arbeit, und außer daß sie ihren Lebensunterhalt verdienen, können sie noch täglich eine Kleinigkeit an den Staatsschatz abgeben. Sie sind alle gleichmäßig in dieselbe Farbe gekleidet; das Haupthaar wird ihnen nicht geschoren, außer ein klein wenig über den Ohren, deren eines ein bischen gestutzt wird. Speise und Trank darf Jeder von seinen Freunden annehmen und ein Kleid seiner Farbe; auf der Annahme wie auf der Schenkung von Geld steht für beide Theile Todesstrafe; nicht minder gefährlich ist es auch für einen Freien aus irgend einem Grunde von einem Verurtheilten Geld anzunehmen, sowie für die Sklaven - so werden die Verurtheilten genannt - Waffen anzurühren. In jedem Landstrich werden sie durch ein eigenes Zeichen unterschieden, das abzulegen ein todeswürdiges Verbrechen ist, ebenso, wenn Einer außerhalb der Grenzen seines Landstriches erblickt oder mit einem Sklaven eines andern Landstriches sprechen gesehen wird. Geplante Flucht wird der wirklichen gleichgerechnet. Mitwisser eines solchen Plans

zu sein, bedeutet für einen Sklaven den Tod, für den Freien Sklaverei. Für die Angeber sind Prämien ausgesetzt, Geld für einen Freien, die Freiheit für einen Sklaven und Vergebung und Straffreiheit für beide, so daß die Verfolgung eines bösen Planet nie mehr Sicherheit bringt als Reue über denselben.

Diese Institutionen und Gesetze bestehen hinsichtlich des Diebstahls; wie human und von wie praktischem Nutzen sie sind, ist leicht zu sehen. Die Schärfe des Gesetzes bezweckt nur die Vernichtung der Verbrechen, aber die Schonung der Menschen, die so behandelt werden, daß sie sich bessern müssen und den Schaden, den sie einst angestiftet haben, ihr ganzes Leben lang gut zu machen gehalten sind. Und so wenig Furcht besteht, daß sie in ihren früheren Lebenswandel zurückfallen, daß die Wanderer, die eine Reise irgendwohin vorhaben, sich gar keine sichereren Führer nehmen zu können vermeinen, als diese Sklaven, die sie von einem Landstrich zum andern wechseln. Sie sind nämlich einen Diebstahl zu begehen gerade am wenigsten in der Lage. Waffen dürfen ihre Hände nicht führen, bei ihnen gefundenes Geld würde sofort zum Verräther ihres Verbrechens werden, des Ertappten wartet die sichere Strafe und jede Hoffnung auf Flucht in irgend einer Richtung ist rundweg abgeschnitten. Wie sollte er seine Flucht bemänteln, er, der in jedem Kleidungsstücke vom

ganzen Volke sich unterscheidet, wenn er nicht geradezu nackt davonliefe? Dann wird ihn aber immer noch das abgestutzte Ohr verrathen. Auch ist keine Gefahr vorhanden, daß sie eine Verschwörung gegen den Staat verabreden, denn es wäre aussichtslos, auf eine solche zu hoffen, da dazu die Sklaven vieler Landstriche in Bewegung gesetzt und angeworben werden müßten, die von der Möglichkeit einer Verschwörung so weit entfernt sind, daß sie ja nicht einmal zusammenkommen, mit einander reden oder sich gegenseitig begrüßen dürfen. Und wie sollten sie glauben, sich einander anvertrauen zu dürfen, da sie wissen, daß das Verschweigen einer Heimlichkeit gefährdend, das Verrathen derselben ihnen von größtem Nutzen ist? Andererseits ist keiner von ihnen der Hoffnung gänzlich bar, durch Gehorsam, geduldiges Ausharren und dadurch, daß sie für die Zukunft eine gebesserte Lebensführung erwarten lassen, sich die Möglichkeit offen zu halten, dereinst die Freiheit wieder zu erlangen. Da kein Jahr vergeht, daß nicht Dieser und Jener in den vorigen Stand eingesetzt wird, indem ihr geduldiges Abwarten ihnen zur vortheilhaften Empfehlung gereichte. -

Als ich so gesprochen und hinzugesetzt hatte, ich sähe keinen Grund ein, warum es nicht auch in England so gehalten werden könne, und zwar mit viel besserem Erfolge, als jene Art der Justizpflege, die

jener Rechtsgelehrte so hoch gepriesen hatte, versetzte dieser, der Rechtsgelehrte nämlich, ein derartiges Verfahren könne in England nie eingeführt werden, ohne den Staat an den Rand des Verderbens zu bringen. Und dazu bewegte er das Haupt hin und her, rümpfte die Lippen und dann schwieg er.

Und Alle, die zugegen waren, traten in seine Fußstapfen, d.h. seiner Meinung bei.«

Da sagte der Kardinal: »Es wäre wohl schwer zu sagen, ob dieses System bei uns eingefüllt werden könnte, oder nicht, ohne einen Versuch damit gemacht zu haben. Wenn aber ein Todesurtheil gesprochen ist, könnte der Fürst Aufschub desselben gebieten und diese Sitte könnte erprobt werden, nachdem die Privilegien der Asyle aufgehoben worden, dann aber, wenn sich die Sache durch den Erfolg als vortheilhaft herausstellt, wäre es richtig, sie einzuführen, im andern Falle möge die Todesstrafe an denen, die vorher zu ihr verurtheilt worden, vollzogen werden; darin liegt nichts, was mehr oder weniger ungerecht wäre, als wenn der Vollzug sofort erfolgt, und daraus erwächst in der Zwischenzeit nicht die geringste Gefahr. Es scheint mir auch, daß gegen die Landstreicher auf dieselbe Weise recht gut vorgegangen werden könnte, gegen die wir bisher so viele Gesetze erlassen haben, ohne doch etwas ausgerichtet zu haben.«

Als der Kardinal das gesagt hatte, was sie, als ich

Dasselbe vorgebracht hatte, nur geringschätzig angenommen hatten, da überhäuften sie es Alle mit Lobsprüchen, namentlich aber das von den Landstreichern, weil er das aus sich selbst hinzugefügt hatte.

Ich weiß nicht, ob ich das, was folgte, nicht besser verschwiege, es war nämlich lächerliches Zeug; gleichwohl will ich's erzählen; es war nämlich so übel nicht und gehörte einigermaßen zur Sache.

Es war ein schmarotzender Spaßmacher zugegen, der den Narren spielen wollte. Aber er spielte ihn so, daß er eher ein solcher im Ernste zu sein schien, und suchte mit so frostigen Witzen Lachen zu erregen, daß öfter über ihn als über seine Witze gelacht wurde. Hier und da aber entschlüpfte ihm doch etwas nicht ganz Albernes, so daß er das Sprichwort wahr machte: auch eine blinde Henne findet manchmal ein Goldkorn.

Als nun einer der Gäste sagte, ich hätte schon ein gutes Mittel gegen die Diebe gefunden, und der Kardinal desgleichen eines gegen die Landstreicher, es erübrige nur noch, daß für Diejenigen von der Allgemeinheit gesorgt werde, die durch Krankheit oder Alter unfähig geworden seien, ihren Lebensunterhalt zu erwerben und daher verarmt wären - da sagte Jener: »Ueberlaß das nur mir, ich werde schon auch darin nach dem Rechten sehen, denn ich wünsche sehnlichst, daß diese Menschenklasse mir aus den

Augen entschwinde, so haben diese Leute mich gar oft mit ihren Wehklagen gepeinigt, wenn sie mich um Geld anbettelten, obwohl sie mir mit allen ihren Klage melodien nie einen Heller entlocken konnten. Denn eines von beiden war immer der Fall: entweder ich wollte nichts geben, oder es war mir nicht möglich, weil nichts zum geben da war. Jetzt sind sie denn auch klug geworden. Sobald sie meiner ansichtig werden, gehen sie stillschweigend an mir vorüber, um nicht Zeit und Mühe zu verlieren, da sie von mir nicht mehr zu hoffen haben, als von einem Priester. Ich verordne, daß ein Gesetz entlassen werde, alle diese Bettler in die Benediktinerklöster zu vertheilen und zu Laienbrüdern zu machen. Die Weiber aber sollen Nonnen werden.«

Der Kardinal lächelte und hieß den Scherz gut, die Andern aber hielten ihn für Ernst.

Durch diesen Witz gegen die Priester und Mönche, wurde ein Frater, der Gottesgelehrter war, so aufgeheitert, daß er selbst zu scherzen anfang, obwohl er sonst ein Mann von einem fast düsteren Ernste war. »Selbst so«, sagte er, »wirst du von den Bettlern noch nicht loskommen, wenn du nicht zugleich für uns Fratres ein Auskommen schaffst.«

»Dafür ist schon gesorgt,« sagte der Schmarotzer, »denn der Kardinal hat die ausgezeichnete Verordnung vorgeschlagen, daß die Strolche eingeschlossen

und mit Arbeit versehen werden sollen, ihr aber seid die größten Strolche.«

Auch diesen Witz nahm die Tafel, als man sah, daß der Kardinal keine Mißbilligung ausdrückte, beifällig auf, mit Ausnahme des Mönches. Denn dieser wurde, was kein Wunder, von solchem Essig beträufelt, unwillig und erglühete so in Zorn, daß er sich des Schimpfens nicht enthalten konnte, nannte den Menschen einen Halunken, Verläumder, Ohrenbläser, ein Kind der Verdammniß, indem er zugleich fürchterliche Drohungen aus der heiligen Schrift citirte.

Jetzt fing der Spaßmacher - im Ernste zu spassen an, und da war er in seinem Elemente. »Wolle dich nicht erzürnen, guter Bruder denn es steht geschrieben, ›In der Geduld liegt das Heil eurer Seelen‹«.

Darauf der Frater - ich führe seine eigenen Worte an - »Ich erzürne mich nicht, du Galgenstrick, oder wenigstens ich sündige nicht. Denn der Psalmist sagt: ›Erzürnt euch und wollet nicht sündigen‹«.

Der Bruder Mönch wurde sodann vom Kardinal sanft ermahnt, seine Leidenschaft zu zähmen. »Nein, hochwürdiger Herr«, erwiderte jener, »ich spreche nur im berechtigtesten Eifer, wie ich muß; auch die heiligen Männer hatten einen berechtigten Eifer, daher heißt es: ›Der Eifer deines Hauses verzehrt mich‹.

Und in den Kirchen wird gesungen: ›Als Elisa schritt zum Haus Gottes, hörend hinter sich des Spottes

Lachen, traf Kahlkopfs Zorn die Spötter«, wie ihn vielleicht auch dieser Spötter, Hanswurst, Schuft noch fühlen wird«.

»Du handelst vielleicht im löblichen Eifer,« sagte der Kardinal, »aber mir will scheinen, du würdest, wenn nicht frömmere, so doch ganz gewiß klügere handeln, wenn du dich nicht mit einem Narren messen und in einen lächerlichen Streit mit ihm einlassen wolltest.«

»O nein, hochwürdiger Herr, da thäte ich nicht klüger daran. Denn selbst der höchstweise Salomo sagt: ›Antworte einem Thoren nach seiner Thorheit‹ wie ich jetzt thue und ihm die Grube zeige, in die er fallen wird, wenn er sich nicht wohl in Acht nimmt. Denn wenn die vielen Verspotter des Elisäus, der nur *ein* Kahlkopf war, den Zorn desselben zu fühlen bekamen, um wie viel mehr wird *ein* Spötter den Zorn vieler Mönche fühlen müssen, worunter viele Kahlköpfe sind? Es gibt auch eine päpstliche Bulle, der zufolge Alle, die uns verspotten, excommunicirt werden.«

Als der Kardinal merkte, daß kein Ende abzusehen war, gab er dem Narren einen Wink, sich zu entfernen, lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema und stand bald darauf vom Tische auf, seinen Schützlingen Audienz zu ertheilen, und entließ uns so. - -

Lieber Morus, ich habe dich mit einer gar langen Erzählung behelligt, und ich hätte mich wahrhaftig

geschämt, es zu thun, wenn du mich nicht dazu aufgemuntert und wirklich begierig geschienen hättest, jenes Gespräch bis auf die kleinsten Umstände zu erfahren. Ich mußte das, wenn auch gedrängter, Alles erzählen, um das Urtheil derjenigen zu beleuchten, die, was ich vorbrachte, geringschätzig behandelten, dann aber, als unmittelbar darauf der Kardinal es billigte, beifälligst beistimmten, so sehr beistimmten, daß sie sogar die Witze jenes Schmarotzers, die der Kardinal Scherzes halber passiren ließ, mit Schmeicheleien bedachten, und beinahe als trockenen Ernst nahmen. Daraus kannst du abnehmen, wie viel meine Rathschläge bei den Hofleuten gelten würden.

»In der That, lieber Raphael,« erwiderte ich, »du hast mir einen großen Genuß bereitet, denn du hast durchweg weise und zugleich in gefälliger Form gesprochen. Ich habe mich nicht nur ins Vaterland, sondern durch die wohlthuende Erinnerung an jenen Kardinal, in dessen Palaste ich erzogen bin, gewissermaßen sogar in meine Knabenzeit zurückversetzt gefühlt, und du glaubst nicht, guter Raphael, wie viel theurer du mir durch die Auffrischung der Erinnerung an jenen Mann, den du hoch hältst, geworden bist, obwohl ich dich bis jetzt schon so sehr werthschätzte.

Im Uebrigen kann ich keineswegs von meiner Meinung abgehen, daß du, wenn du dich nur selbst dazu bringen könntest, vor den Fürstenhöfen nicht

zurückzuscheuen, dem Gemeinwohle durch deinen Rath und deine Stimme ungemein viel nützen könntest. Das ist sogar deine höchste Pflicht, die Pflicht eines trefflichen Mannes. Denn wenn nun dein Plato die Ansicht hegt, daß die Staaten dann erst vollkommen glücklich sein werden, wenn entweder die Philosophen regieren oder die Könige Philosophie treiben, wie weit muß da das Glück noch im weiten Felde stehen, wenn die Philosophen es verschmähen, den Königen ihren guten Rath zu Theil werden zu lassen.«

»Sie sind nicht so schnöde«, versetzte Jener drauf, »daß sie das nicht ganz gerne thun würden - es haben es ja auch schon viele durch herausgegebene Bücher gethan - wenn nur die Mächtigen und Regierenden sich bereit finden ließen, die Rathschläge zu befolgen. Aber das hat Plato ohne Zweifel vorausgesehen, daß, wenn die Könige nicht selbst philosophischen Geistes werden, es nie kommen wird, daß sie, von Kindheit auf mit verkehrten Anschauungen getränkt und angesteckt, den Rathschlägen philosophischer Geister vollständig Gehör schenken werden, was er in eigener Person beim Dionysius erfahren hat. Glaubst du wirklich nicht, daß, wenn ich bei irgend einem Könige heilsame Maßregeln in Vorschlag bringen und die verderblichen Keime böser Uebel bei ihm ausrotten zu wollen wagen würde - , daß ich nicht alsbald verjagt, oder zum Gegenstande des Gelächters würde?

Nehmen wir einmal an, ich wäre beim König von Frankreich und säße in dessem Rathe, während der König selbst in geheimer Sitzung den Vorsitz führt, wo sehr eifrig darüber gegrübelt wird, mit welchen Künsten und Machinationen er Mailand behalte, das ewig flüchtige Neapel wieder an sich reißen, wie er sodann die Herrschaft Venedigs stürzen und ganz Italien sich unterwerfen könne, dann Flandern, Brabant, zuletzt ganz Burgund und überdies andere Völkerschaften unter seine Botmäßigkeit bringen könne, deren Reiche er längst im Geiste angegriffen hat.

Hier räth nun der Eine, mit den Venetianern ein Bündniß zu schließen, das so lange dauern solle, als es sich bequem erweist, die man auch ins Vertrauen ziehen, und denen man auch einen Theil der Beute überlassen könne, welche man ja, wenn Alles nach Wunsch gegangen sei, ihnen wieder abfordern könne.

Ein Anderer räth, deutsche Söldner zu dinge, ein Anderer, die Schweizer durch Geld zu gewinnen.

Wieder ein Anderer, man möge sich die Gottheit der kaiserlichen Majestät durch Gold, wie durch ein Weihgeschenk versöhnen.

Der räth mit dem Könige von Arragonien Frieden zu schließen und ihm als Friedensbürgschaft Navarra abzutreten, das aber einem andern Könige gehört.

Wieder ein Anderer meint, der König von Kastilien solle durch die Vorspiegelung einer Verschwägerung

eingefangen werden und durch eine an einige seiner Hofleute zu zahlende Pension seien diese auf ihre Seite herüberzuziehen.

Nun kommt aber die Hauptschwierigkeit, nämlich was mit England anzufangen sei. Es sei jedenfalls über den Frieden zu verhandeln und die stets lockere Freundschaft mit den festesten Banden zu kräftigen. Die Engländer sollen Freunde genannt, aber als Feinde beargwohnt werden. Man müsse daher die Schotten, gleichsam auf Posten, schlagfertig haben, bei jeder Gelegenheit, wenn sich die Engländer rühren, bereit, sofort einzumarschieren. Dazu sei ein verbannter hoher Adeliger heimlich - offen gehe es wegen der Bündnisse nicht an - zu protegiren, der als Prätendent des Reiches auftritt, um mittels dieser Handhabe den Landesfürsten im Zaume zu halten, dem sie sonst wenig trauten.

Und da, sage ich, wo es sich um so wichtige Dinge handelt, wo so viel ausgezeichnete Männer zum Kriege rathen, wenn nun ich armseliges Menschlein mich da erheben würde und Kehrt machen hieße, mein Votum abgäbe, Italien sei in Ruhe zu lassen, er sollte zu Hause bleiben, Frankreich sei fast schon zu groß, um von einem Einzigem gut regiert zu werden, der König solle daher an keinen Landzuwachs denken und ihnen die Beschlüsse des Volkes der Achorier vorträge, die der Insel Utopia im Südosten gegenüber

liegen, die, als sie einst Krieg geführt hatten, um ein anderes Reich für ihren König zu erobern, auf das er Erbschaftsansprüche aus einem alten Bündnisse zu haben behauptete; sahen, als sie es endlich erlangt hatten, daß sie nicht weniger Last von der Behauptung des Landes als von der Eroberung desselben hätten, daß darauf beständig der Same entweder einheimischen Aufruhrs oder auswärtiger Einfälle gegen die Unterworfenen aufgehe, daß sie also beständig entweder für sie oder gegen sie zu kämpfen genöthigt wären, niemals die Möglichkeit abzurüsten gegeben sei; sahen, daß sie mittlerweile geplündert werden, und das Geld aus dem Lande fließe, daß ihr Blut für fremden erbärmlichen Ruhm vergossen werde, der Friede nicht um ein Haar sicherer sei, die heimischen Sitten durch den Krieg korrumpirt worden waren, die Begierde zu rauben und zu stehlen erwacht und die verwegene Rauflust durch die Metzeleien gestiegen sei, die Gesetze der Verachtung verfielen - da merkten sie, daß der König, in seiner Sorge für sein Reich durch ein zweites abgelenkt, beiden nur mit vermin- derter Sorgfalt vorstehen konnte.

Da sie nun sahen, daß aller dieser Uebel kein Ende sei, hielten sie Rath und stellten ihrem Könige sehr loyal die Wahl frei, das eine oder andere Reich zu behalten, denn beide zu regieren stehe nicht in seiner Macht, und daß ihrer doch zu viele seien, um von

einem halbirtten Könige regiert zu werden, indem Niemand auch nur einen Mauleseltreiber gern mit einem Andern theile. So ist denn der gute Fürst genöthigt worden, das neue Reich einem seiner Freunde zu überlassen (der bald darauf daraus vertrieben worden ist) und sich mit seinem alten zu begnügen.

Wenn ich überdies zeigen wollte, daß alle die Kriegsunternehmungen, durch welche so viele Völker aufgeregt werden, und, nachdem sie den Staatsschatz erschöpft, die Völker zu Grunde gerichtet hätten, doch vielleicht durch irgend ein Mißgeschick umsonst gewesen wären, er (der König) daher sein angestammtes Reich pflegen, es schön ausgestalten und so blühend als nur möglich machen, daß er seine Landeskinder lieben solle, dann werde er von ihnen geliebt werden, daß er in Einigkeit mit ihnen leben und mild herrschen, andere Länder aber in Ruhe lassen solle, da ja das, was ihm zugefallen, mehr als übergenuß sei - - was glaubst Du wohl, theuerster Morus, mit welchen Gefühlen würde diese meine Rede aufgenommen werden?!«

»Nicht mit sehr geneigten, wahrlich,« erwiderte ich.

»Weiter«, sagte er, »fahren wir fort. Wenn also der König mit seinen Räthen darüber rathschlagen würde, mit welchen Kniffen der Staatsschatz bereichert werden könnte, und es träte Einer auf und riethe den

Schätzungswerth des Geldes zu erhöhen, wenn er selbst welches zu zahlen hat, ihn aber über Gebühr herunterzudrücken, wenn es gilt, Geld aufzunehmen, so daß er für seine Person mit geringen Summen viel berichtet und bei geringer Verpflichtung seiner Schuldner trotzdem viel einnimmt - ein Anderer rathe, er solle einen Krieg fingiren, damit er, wenn die Gelder unter diesem Vorwande aufgetrieben worden, sobald es ihn gut dünke, unter feierlichen Zeremonien Frieden schließe, womit er Sand in die Augen des armen dummen Volkes streuen könne, als ob es den gottesfürchtigen König des Blutes und Lebens der Leute erbarme, - wieder ein Anderer bringe ihm gewisse alte, mottenzerfressene Gesetze in den Sinn, die längst außer Gebrauch gekommen, die, da sich gar Niemand entsinnen kann, daß sie überhaupt gegeben worden, jedermann übertreten hat; dafür solle der König Geldstrafen erheben lassen; es könne ihm keine einträglichere Quelle fließen, und keine ehrbarere, da ja solche Einkünfte den Stempel der Gerechtigkeit an der Stirn tragen, - noch ein Anderer liege ihm in den Ohren, es solle vieles verboten und mit Geldstrafen belegt werden, am meisten solche Dinge, deren Untersagung zum Nutzen des Volkes gereicht; dann möge er für Geld jene Personen dispensiren, deren Vortheile ein Verbot entgegensteht; so gewinne er die Volksgunst und eröffne sich eine doppelte

Einnahme, einmal, indem er Geldbußen von Jenen erhebt, welche die Gier nach Erwerb in die Falle getrieben hat; und dann, weil er den Andern Privilegien verkauft, und zwar um so theurer, ein je besserer Fürst er ist, da ein solcher nur ungern einem Einzelnen etwas gegen das Volkswohl Gehendes gestattet, und das dann natürlich nur um einen hohen Preis.

Wieder ein Anderer redet ihm auf, er müsse sich die Richter verbinden, damit sie in jeder Sache für das königliche Recht entscheiden; ja, er soll sie überdies in seinen Palast berufen, damit sie in seiner Gegenwart über seine Angelegenheiten verhandeln; so unhaltbar faul werde kein betreffender Fall sein, daß nicht irgend ein Richter entweder aus Widerspruchsgeist, oder weil er sich schämt, schon Gesagtes zu wiederholen, oder um sich das Wohlwollen des Königs zu gewinnen, irgend eine schmale Spalte entdeckt, in die der Samen der Verläumdung gesäet werden kann. Wenn dann die Richter verschiedener Meinung sind, und eine an sich sonnenklare Sache bestritten und die Wahrheit in Zweifel gezogen wird, so werde dem Könige eine bequeme Handhabe geboten, das Recht zu seinen Gunsten auszulegen; die Uebri- gen werden, entweder weil sie sich schämen, oder in Furcht beistimmen, wenn das Urtheil vom Gerichte nur kühn gesprochen wird. Dem zu Gunsten des Fürsten Urtheile Fällenden kann es auch an plausiblen

Vorwänden nicht fehlen. Denn es genügt ihm, wenn die Billigkeit für ihn spricht, oder der Wortlaut des Gesetzes, oder eine gezwungene Auslegung des geschriebenen Rechtes, oder endlich, was bei gewissenhaften Richtern über alle Gesetze den Ausschlag gibt, das unzweifelhafte Vorrecht des Fürsten.

Alle stimmen in dem Ausspruche des *Crassus* überein, daß kein Fürst zu viel Geld besitze, der ein Heer zu ernähren habe; sie sind überdies auch darin alle einig, daß ein König, wenn er auch noch so sehr wollte, nichts Ungerechtes begehen könne, denn Alles, was die Menschen besitzen, gehöre ihm, wie die Menschen selbst auch, und dem Einzelnen sei nur das zu eigen, was ihm der König nicht genommen habe, und daß dieser dem Individuum verbleibende Besitz so gering als möglich sei, liege ja sehr im Interesse des Fürsten, denn dessen Sicherheit bestehe darin, daß das Volk nicht durch Reichthum und Freiheit übermüthig werde, da man unter solchen Umständen nicht eben gutmüthig harte und ungerechte Befehle ertrage, während Armuth und Noth die Geister abstumpfe, geduldig mache und den Bedrängten den kühnen Muth sich zu empören benehme.

Wenn ich mich nun da wieder erheben und behaupten wollte, alle diese Rathschläge seien für den König wenig ehrbar, ja verderblich, dessen Ehre, aber auch dessen Sicherheit mehr in den Mitteln und

Reichthümern des Volkes bestehe, als in seinen eigenen, wenn ich bewiese, das Volk wähle sich einen König in seinem eigenen Interesse und nicht um des Königs willen, damit sie Alle nämlich durch dieses einen Mannes Bemühung und Obsorge ein behagliches, vor Unbilden geschütztes Leben führen, und daß es daher mehr Sache des Fürsten sei, für das Wohl seines Volkes zu sorgen, als für sein eigenes, gerade so wie es Pflicht des Hirten sei, seine Schafe gut zu nähren und nicht sich selbst, wofern er ein braver Hirt ist!

Denn daß diejenigen ganz auf dem Holzwege sind, die da meinen, die Armuth des Volkes sei die beste Schutzwehr des Friedens und der Ruhe, liegt auf der Hand. Wo gibt es mehr Gezänk und Gebalge als unter den Bettlern? Wer sinnt eifriger auf eine Umwälzung der Verhältnisse, als derjenige, dem sein gegenwärtiges Leben nicht im mindesten gefällt? Wer geht tollkühner daran, einen Zustand herbeizuführen, wo Alles drunter und drüber geht, indem er dabei im Trüben zu fischen hofft, als derjenige, der nichts mehr zu verlieren hat?

Wenn ein König in solcher Verachtung stände, oder seinen Unterthanen so verhaßt wäre, daß er sich nur durch Mißhandlungen, Beraubungen und Con-
fiscationen in Amt und Würde erhalten kann, und dadurch, daß er die Leute an den Bettelstab bringt, so

sollte er wahrlich lieber abdanken, als sein Reich mit solchen Künsten behaupten, da er dadurch vielleicht eine Scheinherrschaft führt, aber der wahren Majestät verlustig geht. Denn es ist unter der königlichen Würde, über Bettler zu herrschen, sie soll sich vielmehr über Wohlhabende und Glückliche erstrecken.

So war der erhabene, und mannhafte Geist eines *Fabricius* gesonnen, als er sagte, er wolle lieber über Reiche herrschen, als selbst reich sein. Thatsächlich heißt, als Einzelner in Genüssen und Wollüsten schwimmen, während ringsherum Alle seufzen und jammern, nicht regieren, sondern ein Kerkermeister sein.

So wie Der ein ganz unbewandelter Arzt ist, der eine Krankheit wieder nur durch eine andere Krankheit zu heilen weiß, so möge der, welcher das Leben der Bürger auf keine andere Weise zu reguliren versteht, als dadurch, daß er sie aller Annehmlichkeiten des Lebens beraubt, nur gestehen, daß er es nicht versteht, über Freie zu herrschen, wenn er nicht seine Trägheit oder seinen Hochmuth aufgibt, denn diese Laster sind es, die ihm entweder die Verachtung oder den Haß des Volkes zuziehen. Er möge harmlos nur von dem Seinigen leben, die Ausgaben den Einnahmen anpassen, die Verbrechen einschränken und lieber durch treffliche Einrichtungen ihnen zuvorkommen, anstatt sie anwachsen zu lassen und dann zu

bestrafen.

Gewohnheitsmäßig außer Gebrauch gekommene Gesetze erneuere er nicht vermessen, namentlich wenn sie längst verschollen sind und keinerlei Bedürfniß nach ihnen sich geltend macht! Auch nehme er keine solche Buße für ein Vergehen, wie sie der Richter keinen Privatmann als etwas Unbilliges und Schädliches nehmen lassen würde. Wenn ich nun hier das Gesetz der Makarier, die nicht weit von Utopia ihren Wohnsitz haben, vorbringen wollte, deren König, vom Tage seiner Thronbesteigung an, unter feierlichen Opfern durch einen Eid gebunden wird, zu keiner Zeit mehr als tausend Pfund in seinem Schatz zu haben, oder eine gleichwerthige Summe Silbers! Dieses Gesetz hat, wie es heißt, ein ausgezeichnete König gegeben, dem das Wohl des Vaterlands mehr am Herzen lag, als seine persönlichen Reichthümer, gleichsam als einen Riegel gegen die Anhäufung so großer Geldsummen, daß dadurch das Volk verarmen muß. Denn er sah voraus, daß dieser Schatz genügen werde, sowohl im Falle einer Rebellion gegen den König, als einer feindlichen Invasion in das Reich, denselben vor Bedrängniß zu bewahren. Im Uebrigen aber sei dieser Schatz zu gering, als daß er in ihm die Lust erwecken sollte, fremdes Eigenthum an sich zu reißen, was hauptsächlich der Grund zur Erlassung dieses Gesetzes war. Der nächste Grund aber war der, weil er so

den Fall vorgesehen glaubte, daß im täglichen bürgerlichen Verkehre das Geld nicht mangle, und da der König auszugeben genöthigt war, was dem Schatze über das gesetzliche Maß zuwuchs, so glaubte er sich keine Veranlassung gegeben dem Volke Unrecht zuzufügen. Ein solcher König werde der Schrecken aller Bösen sein und von den Guten geliebt werden.

Wenn ich nun dieses und Aehnliches bei Menschen vorbringen und einführen wollte, deren Sinnesart ganz entschieden zum Gegentheile neigt, was würde ich Anderes thun, als Tauben eine Fabel erzählen?«

»Stocktauben, ohne Zweifel«, gab ich zur Antwort. »Aber mich wundert das durchaus nicht, und, um die Wahrheit zu sagen, Reden und Rathschläge, von denen man gewiß ist, daß sie kein Gehör finden, soll man sich enthalten vorzubringen. Denn was kann eine so Unerhörtes bietende Rede für Nutzen stiften, oder wie kann sie auf Gemüther Einfluß haben, die voreingenommen sind und in denen sich eine entgegengesetzte Ueberzeugung tiefstens festgesetzt hat? Im vertraulichen Verkehre unter lieben Freunden ist solche Schulphilosophie ganz gefällig, aber im Rathe der Könige, wo große Angelegenheiten mit großer Autorität verhandelt werden, ist für solche Dinge kein Platz«.

»Das ist also das, was ich gesagt habe«, versetzte Raphael, »daß die Philosophie bei den Fürsten keine

Stätte hat.«

»Die Schulphilosophie allerdings nicht«, gab ich zur Antwort, »die allerorten und allezeit wohlangebracht zu sein glaubt; aber es gibt eine mehr verfeinerte Philosophie, die die örtlichen Verhältnisse, unter denen sie auftritt, wohl kennt, sich ihnen anbequemt und ihre Rolle in dem Stücke, das gerade gespielt wird, bündig und wohlanständig durchführt. Deren mußst Du dich bedienen. Oder wenn irgend eine Komödie des Plautus gespielt wird, wo die Haussklaven unter sich Possen treiben, und du würdest im philosophischen Gewande die Bühne betreten und eine Stelle aus der Octavia recitiren, wo *Seneca* mit *Nero* disputirt - wäre es da nicht besser gewesen, du hättest einen stummen Zuschauer abgegeben, als durch die Recitation von Dingen, die auf die Situation keinen Bezug haben, eine Tragikomödie aufzuführen? Du würdest nämlich den Stoff, um den es sich handelt, gänzlich verfälschen und verderben, wenn du Fremdartiges hineinmischest, wenn auch deine Beiträge besser sind als die ursprüngliche Hauptsache. In jedem Theaterstücke spiele nach deiner Rolle aufs bestmögliche und störe nicht das Ganze, weil dir etwas Anderes in den Sinn kommt, was hübscher lautet. So verhält es sich im Staate, so im Rathe der Fürsten.

Wenn Du schlechte Gesinnungen und durch die Praxis erworbene Laster auch nicht mit der Wurzel

ausrotten kannst, so darf man deswegen das Gemeinwohl doch nicht im Stiche lassen, so wenig man das Schiff verlassen darf, weil man den widrigen Winden nicht Einhalt thun kann. Ungewohnte Meinungen sind den Menschen nicht einzupfropfen, solche haben bei vom Gegentheile Ueberzeugten keinerlei Gewicht; du mußt es auf einem Umwege versuchen und, so viel an dir liegt, in der Sache gemach verfahren, auch, was man nicht zum Guten wenden kann, wenigstens so anfassen, daß es so wenig schlecht als möglich bleibe. Denn daß alle Verhältnisse sich gut gestalten, ist nicht möglich, wenn nicht die Menschen alle gut sind. Und das, meine ich, wird noch eine gar hübsche Weile auf sich warten lassen.«

»Auf diese Weise«, versetzte Jener, »würde nichts Anderes erfolgen, als daß ich, während ich die Thorheit Anderer zu heilen unternehme, mich selbst mit sammt ihnen närrisch gebärde. Denn wenn ich die Wahrheit reden will, so muß ich Solcherlei mit ihnen reden. Was das Reden von Unwahrheit anbelangt, so weiß ich nicht, ob das eine Sache der Philosophen ist, jedenfalls aber ist es die meine nicht. Obwohl diese meine Rede Jenen vielleicht nicht zu Danke gesprochen und lästig ist, so sehe ich aber doch nicht ein, warum sie ihnen bis zum Läppischen ungewohnt erscheinen sollte.

Wenn ich die Fiktionen eines Plato vorbringen

würde oder die Vorgänge im Staate der Utopier, so möchte das, obwohl diese Verhältnisse an sich besser wären - wie sie es thatsächlich sind - doch ganz und gar unangebracht erscheinen, denn wir haben hier ja Privateigenthum aller Einzelnen, dort gibt es nur gemeinschaftliches Eigenthum. Mit Ausnahme Derer, denen meine Rede nicht angenehm sein kann, weil sie bei sich beschlossen haben, auf dem entgegengesetzten Wege drauf loszustürmen, und jene ihnen die Gefahr, die sie dabei laufen, ins Gedächtniß ruft und vorhält, - was gäbe es sonst darin, das überall zu sagen nicht erlaubt wäre, oder noth thäte?

Wenn wir Alles als unverschämt oder absurd übergehen müßten, was die verkehrten Sitten der Menschen als ungehörig erscheinen lassen könnten, so müßten wir bei den Christen das Meiste geheim halten, was Christus gelehrt hat, was er doch zu verheimlichen so entschieden verboten hat, daß er umgekehrt sogar befohlen hat, das, was er (gleichsam) nur in die Ohren seiner Jünger flüsterte, laut von den Dächern zu verkünden. Der größte Theil dessen aber weicht von den herrschenden Gebräuchen, Sitten und Anschauungen mehr ab, als jene meine Rede.

Die Prediger, schlaue Menschen, haben, meine ich, jenen deinen Rath befolgt, als sie sahen, daß die Menschen nur widerwillig ihre Sitten der Richtschnur Christi anpaßten, und bogen seine Lehre und

schmiegten sie den Sitten der Menschen an, damit wenigstens eine gewisse Uebereinstimmung zwischen beiden hergestellt werde, woraus ich aber keinen andern Vortheil für sie entspringen sehe, als daß sie um so sicherer böse sein können; und so würde ich im Rathe der Fürsten wohl ebensowenig erreichen. Denn entweder, ich muß von der bisherigen Meinung Abweichendes vorbringen, und da wäre es eben so gut nichts zu sagen, oder ich muß dasselbe wie sie sagen, und so der Unterstützer, wie *Mitio* bei Terenz sagt, ihrer Thorheit sein.

Denn ich weiß nicht, wozu dein indirektes Verfahren führen soll, wonach du meinst, man müsse, wenn man nicht alle Verhältnisse gut gestalten könne, sie so leidlich einzurichten bestrebt sein, daß sie möglichst wenig schlecht seien. Denn hier ist nicht der Ort zur Verstellung oder zum Augenzudrücken: die schlechtesten Rathschläge müssen offen und unverhohlen gebilligt und Beschlüssen, so verderblich wie die Pest, muß unweigerlich beigetreten werden. Einem Spion, ja fast einem Verräther gleich zu achten ist, wer unehrlich gegebene Rathschläge heimtückischer Weise lobt.

Ferner ist dir keine Gelegenheit gegeben, dich nützlich zu erweisen, wenn du unter solche Kollegen versetzt wirst, die eher den besten Mann korrumpiren, als daß sie selbst gebessert werden; oder, wenn du selbst

gut und unverdorben bleibst, wirst du fremder Bosheit und Dummheit zum Deckmantel dienen - weit gefehlt also, daß du mit deiner indirekten Weise etwas zum Bessern wandeln kannst!

Ebendarum erklärt Plato in einem wunderschönen Gleichnisse, warum die Weisen sich mit vollem Rechte der Befassung mit dem Staate enthalten sollen. Denn wenn sie das Volk bei endlosen Regengüssen sich in Schaaren auf der Straße herumtreiben und bis auf die Haut durchnäßt werden sehen, und es doch nicht dazu bringen können, aus dem Regen zu gehen und sich nach Hause zu begeben, so bleiben sie selbst wohlweislich in ihren eigenen Häusern, da sie wissen, es würde ihnen doch nichts nützen, wenn sie auch hinausgingen und selber mit angereget würden, indem sie froh sind, wenn sie schon der fremden Thorheit nicht steuern können, doch wenigstens selbst trocken zu bleiben.

Ueberhaupt, mein lieber Morus, - um dir ganz unumwunden meine wahre Gesinnung zu enthüllen - dünkt mich, daß, wo aller Besitz Privatbesitz ist, wo Alles am Maßstabe des Geldes gemessen wird, da kann es wohl kaum je geschehen, daß der Staat gerecht und gedeihlich verwaltet wird, wofern du nicht meinst, *das* sei die gerechte Verwaltung, daß das Kostbarste in die Hände der Schlechtesten kommt, oder unter glücklicher Regierung befinde man sich

dort, wo alle Habe unter einige Wenige vertheilt wird, die auch nicht einmal besonders behaglich leben, während alle Uebrigen ganz unleugbar elend daran sind.

Wenn ich daher bei mir selbst die höchst weisen und edelmenschlichen Einrichtungen der Utopier betrachte, wo so wenig Gesetze bestehen und die Staatseinrichtungen doch so trefflich verwaltet werden, daß die Tugend ihren Lohn empfängt, und bei gemeinschaftlichem Besitz doch Alle Alles in Ueberfluß haben, und dann mit diesen ihren Sitten und Gebräuchen so und so viel Völker vergleiche, die immer neue Gesetze verordnen und wie doch kein einziges von ihnen wohlgeordnet und gedeihlich bestellt ist, bei denen Jeder das, was er gerade erlangt hat, sein Privateigenthum nennt, und wo so viele von Tag zu Tag gegebene Gesetze unzulänglich sind, auf daß Jeder entweder einen Besitz erlange, oder in seinem Besitze geschützt werde, oder das Seinige vom fremden Besitze, von alledem was Jeder wieder seinen Privatbesitz nennt, unterscheide und auseinanderhalte, wie das die vielen endlos aufs Neue entstehenden und nie aufhörenden Rechtsstreitigkeiten beweisen - - wenn ich das Alles so bei mir bedenke, sage ich, so muß ich dem Plato vollauf Gerechtigkeit widerfahren lassen und wundere mich nicht mehr, daß er es verschmäht habe, Jenen Gesetze zu geben, die solche Gesetze

zurückwiesen, denen zufolge Allen alle Güter und Vortheile nach Billigkeit gleichmäßig zugetheilt sein sollten.

Denn das hatte die hohe Weisheit dieses Mannes leicht vorausgesehen, daß nur dieser eine und einzige Weg zum Heile des Gemeinwesens führe, wenn Gleichheit des Besitzes herrsche; diese kann aber dort nicht bestehen, wo die einzelnen Dinge im Privatbesitz sind. Denn wo Jeder unter gewissen Rechtstiteln so viel er nur immer kann, an sich zieht, und, so groß auch die Fülle der Dinge sein mag, nur einige Wenige Alles unter sich auftheilen, da bleibt den Uebrigen nur Noth und Entbehrung hinterlassen; und häufig trifft es sich, daß diese gerade das Loos Jener verdienen, denn Jene sind räuberisch, unehrlich, zu nichts nütze, diese dagegen bescheidene, schlichte Männer, und durch ihren täglichen Gewerbleiß fördern sie das Gemeinwesen mehr, als ihre eigenen Interessen.

So habe ich die sichere Ueberzeugung gewonnen, daß die Habe der Menschen einigermaßen nach Gleichheit und Billigkeit nicht vertheilt, noch die irdischen Angelegenheiten glücklich gestaltet werden können, wenn nicht alsbald das Privateigenthum aufgehoben wird. Bleibt dieses aber bestehen, so wird auch immer bei dem größten und weitaus besten Theile der Menschen ein unvermeidliches Bündel von Dürftigkeit und peinlicher Drangsal bestehen bleiben.

Wie ich gestehe, daß dieselbe ein klein wenig gehoben und erleichtert werden könne, ebensogut behaupte ich, daß sie vollständig nicht aufgehoben werden könne. Denn wenn gesetzlich bestimmt würde, daß Keiner über ein gewisses Maß Ackerland besitzen dürfe, daß für Jeden ein gesetzlicher Census vorhanden sei, wie viel Geld er sein nennen dürfe; wenn durch gewisse Gesetze vorgesehen wäre, daß der Fürst nicht zu mächtig werde und das Volk nicht zu übermütig, daß Aemter nicht durch Werbung oder käuflich erlangt werden, daß Repräsentationsaufwand in ihnen nicht nöthig sei, weil sonst Gelegenheit gegeben werde, durch Trug und Raub Geld zusammenzuschlagen, und damit man nicht genöthigt werde, diese Aemter mit Reichen zu besetzen, während sie vielmehr von geistig Begabten verwaltet werden sollen: - durch solche Gesetze also, sage ich, lassen sich, wie sieche Körper in beklagenswerthem Gesundheitszustande durch beständige Linderungsmittel hingehalten zu werden pflegen, auch diese Uebel abschwächen und mildern, daß sie aber von Grund aus geheilt werden und ein gedeihlicher Zustand der Dinge herbeigeführt werde, dazu ist keine Hoffnung vorhanden, so lange Jeder sein Privateigenthum für sich hat. Denn während du auf der einen Seite Heilung schaffst, verschlimmerst du die Wunden auf vielen andern Seiten, und so entsteht aus der Heilung des Einen die

Krankheit eines Andern, weil dem Einen nicht zugelegt werden kann, ohne daß es einem Andern weggenommen wird.«

»Gerade im Gegentheil,« erwiderte ich, »scheint es mir, daß dort kein behagliches Leben möglich ist, wo Gütergemeinschaft herrscht. Denn auf welche Weise soll die erforderliche Menge Güter geschafft werden, wenn sich Jeder der Arbeit entzieht? Denn wer nicht einen persönlichen Grund zum Erwerb hat, der ihn anspornt, der wird, indem er sich auf fremden Fleiß verläßt, träge. Wenn sie aber auch durch die eigene Armuth angestachelt würden, müßten nicht beständig Mord und Aufruhr drohen, wenn Niemand durch ein Gesetz in Stand gesetzt wäre, das, was er einmal erworben hat, sich erhalten zu können?

Woher unter Menschen, bei denen die Autorität der Obrigkeit und die Ehrfurcht vor derselben aufgehoben ist, und unter denen keinerlei Unterschied besteht, Autorität und Ehrfurcht vor irgend etwas überhaupt herkommen soll, vermag ich nicht einmal zu ahnen.«

»Es wundert mich mit nichts,« versetzte er darauf, »weil du dir kein Bild, oder nur ein falsches davon zu machen im Stande bist. Wenn du aber mit mir in Utopien gewesen wärest und die dortigen Sitten und Einrichtungen mit eigenen Augen gesehen hättest, wie ich, der über fünf Jahre dort zugebracht hat, und gar nicht von dort hätte scheiden wollen, wenn es nicht

deswegen geschehen wäre, um diesen neuen Erdkreis hier kund zu thun - so würdest du unumwunden eingestehen ein besser organisirtes Volk als das dortige sei dir nirgends begegnet.«

»Nun wahrhaftig«, sagte da Petrus Aegidius, »es soll dir schwer fallen, mich zu überreden, daß man in jener neuen Welt ein besser organisirtes Volk finden könne, als in dieser unserer alten wohlbekannten; unsere Staaten sind, meine ich, die älteren und an ebenbürtigen Geistern fehlt es uns nicht; auch sind hier von altersher eine große Zahl Kulturgüter im Gebrauche, ganz zu geschweigen, daß bei uns allerlei durch Zufall entdeckt worden, was kein Genie hätte erfinden können.«

»Was das höhere Alter der Staaten anbelangt«, sagte Jener darauf, »so würdest du richtiger zu urtheilen vermögen, wenn du die Geschichten jenes Welttheils durchgelesen hättest, wonach es, wenn man ihnen Glauben schenken darf, dort früher Städte gegeben hat, als bei uns Menschen; und was Verstand oder Zufall bis jetzt erfunden hat, das mag es dort sowohl wie hier gegeben haben.

Meine Meinung ist demnach die, daß wir sie an Geist übertreffen, an Lern- und Arbeitsfleiß aber sie uns bei weitem überlegen sind. Denn laut ihren Jahrbüchern war vor unserer Landung dort von uns (die sie ›Ultraequinoctiale‹ nennen) nicht weiter die Rede,

als daß vor zwölfhundert Jahren ein Schiff, das vom Sturme dahin verschlagen worden, einmal an jenen Küsten Schiffbruch gelitten hat. Da sind Römer und Aegypter aus Gestade geworfen worden, die nachmals von dort nicht mehr geschieden sind.

Wolle bemerken, wie sehr ihre Industrie diese eine Gelegenheit verwerthet hat. Es gab keine Kunstfertigkeit im Römerreiche, die irgendwie hätte von Nutzen sein können, die die Utopier entweder nicht von jenen gestrandeten Fremdlingen erlernt hätten, oder zu der sie nicht durch Ausforschung derselben gelangt wären - von solchem Nutzen war es ihnen, daß jene einmal dorthin verschlagen worden.

Und wenn ein ähnlicher glücklicher Zufall irgend einmal Jemand dorthin getragen hat, so ist das so gründlich vergessen worden, als es vielleicht einmal dem Gedächtnisse der Nachwelt entschwinden wird, daß ich dereinst dort gewesen bin. Sowie sie aber sofort in Folge jener einmaligen Zusammenkunft alles bei uns Erfundene sich zu eigen machten, so wird, glaube ich, es gar lange dauern, bevor wir etwas annehmen, was bei ihnen so viel besser organisirt ist.

Und dies scheint mir auch die Hauptursache zu sein, warum, obwohl wir ihnen an Erfindungsgeist und Mitteln keineswegs nachstehen, ihr Gemeinwesen doch vernünftiger verwaltet wird und gedeihlicher blüht.«

»Nun denn, lieber Raphael«, sagte ich, »ich bitte dich recht sehr, gib uns eine Beschreibung der Insel und sei nicht kurz in deiner Schilderung. Beschreib uns der Reihe nach die Felder, Flüsse, Städte, die Leute, ihre Sitten und Gebräuche, Einrichtungen, Gesetze und alles Uebrige, wovon du glaubst, daß wir es kennen lernen wollen, und du wirst glauben, daß wir Alles kennen lernen wollen, was wir bis jetzt noch nicht wissen.«

»Nichts thue ich lieber,« gab er zur Antwort, »denn ich habe Alles frisch im Gedächtnisse, aber die Sache erfordert reichlich Muße.«

»Gehen wir also vorher hinein zu Tische«, sagte ich, »dann können wir uns Zeit nehmen, so viel wir wollen.«

»So sei's«, sagte er.

So gingen wir zum Essen hinein, kehrten, nachdem wir gespeist hatten, eben dahin zurück, und nahmen auf derselben Bank wieder Platz. Und nachdem ich der Dienerschaft aufgetragen hatte, dafür Sorge zu tragen, daß wir nicht gestört würden, erinnerten Petrus Aegidius und ich den Raphael an sein Versprechen, das er nun auch halten möge.

Als er uns nun gespannt und begierig sah, etwas zu hören, saß er eine Weile schweigsam und nachsinnend da und fing sodann folgendermaßen an.

Der Utopia zweites Buch.

Die Insel Utopia erstreckt sich in der Mitte - wo sie am breitesten ist, - zweihunderttausend Schritte weit, eine Breite, die durch die ganze Insel nur wenig schmaler wird, und nimmt gegen die beiden Enden zu allmählich ab. Das ergibt einen Umfang von fünfhundert Meilen, bei der Gestalt des aufnehmenden Mondes, den die ganze Insel hat.

Zwischen dessen Hörnern bildet das Meer eine etwa zehn- bis elftausend Schritte breite Seebucht, die, da die Umgebung rings Land ist, die Winde abhält und wie ein nicht heftig bewegter, sondern mehr stagnirender See erscheint, wodurch der ganze Raum innerhalb dieses Beckens als eine Art Hafen sich darstellt, in dem zum großen Nutzen der Bewohner Schiffe nach allen Richtungen verkehren.

Die Einfahrt ist von der einen Seite durch Untiefen, von der andern durch Riffe zu fürchten. Ungefähr in der Mitte zwischen diesen beiden Spitzen ragt ein Felsen empor, der eben deswegen ungefährlich ist, auf den ein Thurm gebaut ist, den eine Besatzung innehat; die andern Klippen sind nicht sichtbar und bergen tückische Gefahren. Die Fahrstraßen sind nur ihnen allein bekannt, daher es nicht leicht vorkommt, daß ein Ausländer in diesen Meerbusen eindringt, wenn

nicht ein Utopier den Lootsen macht. Für sie selbst sogar wäre das Einlaufen unsicher, wenn nicht gewisse Landkennungen vom Gestade aus den Fahrweg bezeichneten. Wenn diese an andre Plätze versetzt würden, so könnten sie einer beliebig großen feindlichen Flotte leicht Vernichtung bereiten.

Auf der andern Seite (der Insel) sind lebhaft besuchte Häfen. Aber die Landungsplätze sind überall durch Natur oder Kunst so geschützt, daß riesige Truppenmassen von einer geringen Anzahl Vertheidiger abgewehrt werden können.

Wie übrigens berichtet wird, und wie die Gestalt des Landes selbst erkennen läßt, war dieses nicht immer rings von Wasser umgeben. Aber Utopus, dessen Name als Siegers nämlich, die Insel führt - denn früher hieß sie Abraxa - der den ländlich rauhen und rohen Stamm dahin gebracht hat, daß er an Kultur und Humanität fast allen übrigen Völkern voranleuchtet, hat, alsbald nach seinem ersten Betreten des Landes und erfolgtem Siege, auf der Seite, wo das Land mit dem Festlande zusammenhing, einen Landausstich von fünfzehntausend Schritt Breite herstellen und so das Meer ringsherum fließen lassen. Da er zur Ausführung dieses Werkes nicht nur die Eingeborenen verhalten hatte, sondern, damit diese die Arbeit nicht für einen Schimpf ansahen, überdies alle seine Soldaten daran theilnehmen ließ, so wurde das Werk,

auf eine so große Menge Menschen vertheilt, in unglaublich kurzer Zeit fertig gestellt. Die Nachbarvölker (die anfangs über das Eitle dieses Unternehmens gelacht hatten) durchdrang Bewunderung über den Erfolg und Schrecken.

Die Insel hat vierundfünfzig geräumige und prächtige Städte, in Sprache, Sitten, Einrichtungen und Gesetzen übereinstimmend; sie haben alle denselben Situationsplan, soweit die besondere Oertlichkeit es zuläßt. Die einander nächsten sind vierundzwanzig Meilen von einander entfernt. Keine ist von der andern so abgelegen, daß man aus ihr nicht in einer Tagereise zu Fuß nach der andern gelangen könnte. Aus jeder Stadt kommen jährlich drei greise erfahrene Bürger in Amaurotum zusammen, um über die gemeinsamen Angelegenheiten der Insel zu verhandeln. Denn diese Stadt (gleichsam der Nabel des Landes und für die von allen Seiten kommenden Abgesandten am günstigsten gelegen) ist die erste, die Hauptstadt der Insel.

Die Aecker sind den Städten so passend zugewiesen, daß keine von keiner Seite weniger als zwanzigtausend Schritte hat, von der einen oder andern auch bei weitem mehr, nämlich auf der Seite, wo die Städte am weitesten von einander abliegen.

Keine Stadt hat das Verlangen, ihre Grenzen vorzurücken, zu erweitern. Denn sie halten sich mehr für

die bloßen Besteller der Ländereien, als für deren Herren.

Sie haben auf dem Lande auf allen Feldern bequem gelegene Häuser, die mit landwirthschaftlichen Geräthen wohl versehen sind. Diese werden von den Bürgern, die sich abwechselnd hinausbegeben, bewohnt. Keine ländliche Familie hat an Männern und Frauen weniger als vierzig Köpfe, außerdem zwei auf der Scholle haftende Knechte, denen allen der Hausvater und die Hausmutter vorstehen, gesetzte und gereifte Personen; je dreißig einzelnen Familien ist ein Phylarch vorgesetzt.

Aus jeder Familie kehren jährlich zwanzig Personen in die Stadt zurück, nachdem sie zwei Jahre auf dem Lande zugebracht haben. An deren Stelle rücken ebenso viele aus der Stadt nach, die von denen im Landbau unterrichtet werden, die ein Jahr auf dem Lande gewesen sind und daher in der Landwirthschaft schon ziemlich Kenntnisse erworben haben. Im nächsten Jahre müssen diese neuen Ankömmlinge wieder Andern Unterricht geben, damit nicht Alle zugleich Neulinge und unerfahren im Ackerbauwesen sind und so aus sachlicher Unkunde in der Lebensmittelversorgung Mißgriffe vorkommen. Diese Sitte, die Landbauer fortwährend wechseln zu lassen, besteht deßwegen, damit nicht Jemand wider Willen längere Zeit in einer harten Beschäftigung auszuharren gezwungen

werde; aber so Manche, denen die Erlernung des Ackerbaues der Sache selbst wegen gefällt, erwirken für sich, daß sie mehrere Jahre dabei bleiben können.

Die Ackerbauer bestellen den Grund und Boden, züchten das Vieh, machen Holz und fahren es in die Stadt, zu Wasser oder zu Lande, wo sich die beste Gelegenheit bietet. Hühner ziehen sie in großer Menge auf und zwar auf sehr sinnreiche Weise. Dann die Hennen brüten ihre Eier nicht selbst aus, sondern man bringt diese dadurch zum Leben, daß eine große Menge derselben einer gewissen gleichmäßigen Wärme ausgesetzt werden; sobald nun die Küchlein aus der Schale schlüpfen, laufen sie den Menschen wie ihren Müttern nach, die sie dafür halten.

Pferde ziehen sie sehr wenig auf, und das nur wilde, und zwar bloß zu dem Zwecke, um ihre Jugend in den Reitkünsten zu üben. Denn alle Arbeit des Pflügens und Fahrens verrichten die Ochsen, die, wie sie zugeben, weniger feurigen Ungestüm haben, aber an Ausdauer den Pferden überlegen, nach ihrer Meinung nicht so vielen Krankheiten unterworfen, und mit weniger Unkosten und Mühe zu unterhalten sind, und endlich, nachdem sie ausgedient haben, noch als Nahrung sich verwenden lassen.

Saatgetreide verwenden sie nur zum Brodbacken. Denn entweder trinken sie Traubenwein, oder Apfel- und Birnmost, oder zu Zeiten auch nur lauterer

Wasser, manchmal auch ein mit Honig und Süßholz, das in großer Menge dort vorkommt, gebrautes Getränk.

Obwohl sie genau ermittelt haben, wie viel Korn die Stadt und die dazu gehörige Umgebung zum Lebensunterhalte bedarf, und sie wissen es in der That ganz genau, so säen sie doch bei weitem mehr, ziehen auch mehr Vieh auf, als zu ihrem Bedarfe erforderlich ist, indem sie den Ueberschuß an ihre Grenznachbarn ablassen.

Was sie an Sachen brauchen, die auf dem Lande nicht zu haben sind, das lassen sie sich aus der Stadt geben, aus der sie es ohne allen Entgelt von der Obrigkeit geliefert erhalten. In jedem Monat gibt es einen Feiertag, an dem die Meisten von ihnen in der Stadt zusammenkommen. Sobald die Erntezeit herannaht, zeigen die Phylarchen der Ackerbauer der städtischen Obrigkeit an, wie viel Bürger ihnen als benöthigt zugeschickt werden sollen; diese Anzahl Schnitter und Erntemacher trifft am bestimmten Tage pünktlich ein und so wird bei schönem Wetter so ziemlich an einem einzigen Tage die gesammte Ernte eingeheimst.

Von den Städten, insbesondere von Amaurotum.

Wer eine Stadt kennt, kennt die andern alle, so ähnlich sind sie untereinander, sofern nicht der Charakter der Oertlichkeit eine Aenderung bedingt.

Ich werde daher eine beliebige schildern, es kommt wirklich nicht besonders darauf an, welche. Aber welche lieber als Amaurotum? Denn sie ist die angesehenste, so daß ihr die andern den Vorrang des Senats-sitzes überlassen; auch ist mir keine besser bekannt, insofern ich fünf Jahre ununterbrochen dort gelebt habe.

Amaurotum liegt also an einer sanften Berglehne und ist von Gestalt beinahe viereckig. Ihre Breite beginnt etwas unterhalb des Gipfels des Hügels und erstreckt sich zweitausend Schritt am Flusse Anydrus hin; den Fluß entlang beträgt die Länge etwas mehr.

Der Anydrus entspringt achtzig Meilen oberhalb Amaurotums aus einer mäßigen Quelle, aber durch den Zufluß anderer Flüsse, darunter zweier ziemlich großen, verstärkt, wird er vor der Stadt fünfhundert Schritt breit, und nach einem weiteren Laufe von sechzig Meilen fällt er ins Weltmeer. Wenn bei der Fluth das Meer gegen dreißig Meilen weit eindringt, so erfüllt es das ganze Bett des Anydrus mit seinen Wellen und drängt das Flußwasser zurück. Da wird

sein Wasser eine ziemliche Strecke mit Salzgeschmack verdorben, sodann wird der Fluß allmählich wieder süß, und durchfließt klar die Stadt; wenn dann die Ebbe eintritt, dringt umgekehrt sein unvermisches reines Wasser fast bis zur Mündung vor. Die Stadt ist mit dem gegenüberliegenden Ufer durch eine herrlich gewölbte Brücke von Steinwerk, nicht etwa bloß von hölzernen Pfeilern oder Pflöcken verbunden in jenem Stadttheile, der am weitesten vom Meere entfernt ist, damit die Schiffe dort ganz ungehindert vorüberfahren können.

Es gibt übrigens noch einen zweiten Fluß, nicht sehr groß, aber von sanftem und anmuthigem Lauf. Er entspringt demselben Berge, auf dem die Stadt liegt, fließt mitten durch diese und fällt in den Anydrus. Quelle und Ursprung dieses Flusses haben die Amaurotaner, weil sie etwas außerhalb der Stadt liegen, mit Befestigungen eingefast und so mit der Stadt verbunden, damit, wenn eine feindliche Macht eindrange, sie das Wasser in derselben weder auffangen, noch ableiten, noch verderben könne. Von da wird das Wasser in aus Backsteinen gemauerten Kanälen in verschiedenen Richtungen in die unteren Theile der Stadt geleitet, und wo das der örtlichen Beschaffenheit nach nicht möglich ist, wird das Regenwasser in geräumigen Cisternen gesammelt und leistet denselben Dienst.

Eine hohe und breite Mauer mit zahlreichen Thürmen, Basteien und Bollwerken umgibt die Stadt; trockene aber tiefe und breite Gräben, mit Zäunen von Dornestrüpp umwegsam gemacht, ziehen sich von drei Seiten um die Stadtmauern, auf der vierten versieht der Fluß die Stelle des Grabens.

Die Straßen sind nicht allein zum Fahren, sondern auch die Winde abzuhalten geeignet; die Gebäude sind schmuck und bilden mit der Vorderfront eine zusammenhängende Reihe in einer Straßenbreite von fünfzehn Fuß.

An der Hinterseite der Häuser liegen große Gärten, die ganze Länge der Straße entlang, an die wieder die Rückseite anderer Straßen stößt. Kein Haus, das nicht, wie vorneheraus die Straßenthür, so nach hinten ein Pförtchen in den Garten hätte. Diese Thüren sind zweiflügelig, mit einem leichten Druck der Hand zu öffnen, und gehen dann auch von selber wieder zu und lassen Jedermann ein, denn Privateigenthum gibt es ja nicht. Denn selbst die Häuser vertauschen sie alle zehn Jahre durchs Loos.

Diese Gärten halten sie hoch. Darin haben sie Weinberge, Früchte, Kräuter, Blumen, von solcher Pracht und Pflege, daß ich nirgends mehr Ueppigkeit und Zier gesehen habe. Ihr Eifer in dieser Art Gärtnerei entspringt nicht nur bloß dem Vergnügen, sondern auch einem Wettstreite der Straßen untereinander in

Bezug auf die Pflege der einzelnen Gärten und sicherlich ist in der ganzen Stadt nichts Nützlicheres und Angenehmeres für die Bürger zu finden. Der Gründer der Stadt scheint denn auch auf nichts mehr Sorgfalt verwendet zu haben, als auf diese Gärten. Und richtig heißt es, Utopus selbst habe von allem Anfang diese Gestalt und Anlage der Stadt vorgesehen. Aber die Ausschmückung und den weiteren Ausbau, wozu, wie er voraussah, ein Menschengeschlecht nicht genügen würde, hat er den Nachkommen überlassen.

Und so steht in ihren Annalen geschrieben, die sie von der ersten Besitzergreifung der Insel an, die Geschichte von siebzehnhundertundsechzig Jahren umfassend, fleißig und gewissenhaft zusammengestellt aufbewahren, daß die Häuser im Anfang niedrig, wie Baracken und Schäferhütten, waren, aus beliebigem Holze errichtet, die Wände mit Lehm verschmiert, die Dächer spitz zulaufend und mit Stroh gedeckt.

Heutzutage ist jedes Haus elegant mit drei Stockwerken gebaut, die Außenseite der Mauer entweder von Kieselstein, Cement oder gebrannten Steinen, auf der Innenseite mit Bruchstein ausgekleidet. Die Dächer sind flach und werden mit einer Kalkmasse belegt, der das Feuer nichts anhaben kann und die gegen die Unbilden des Wetters sich widerstandsfähiger als Blei erweist. Den Wind halten sie durch Glas ab (dessen Gebrauch ihnen ganz geläufig ist). Doch gibt es

auch Fenster von sehr dünner, mit klarem Oel oder Bernstein getränkter Leinwand, was den doppelten Vortheil hat, daß mehr Licht und weniger Wind durchgelassen wird.

Von den Obrigkeiten.

Je dreißig Familien erwählen sich jährlich eine Obrigkeit, die sie in ihrer alten Sprache Syphogrant, in der neuen Phylarch nennen. Zehn Syphogranten mit ihren Familien steht ein, wie es früher hieß, Trani-borus, jetzt Protophylarch genannt, vor.

Endlich schwören alle Syphogranten, deren zweihundert sind, daß sie den zum Fürsten erwählen wollen, welchen sie für den tauglichsten halten, wozu sie in geheimer Abstimmung Einen von den Vieren ernennen, die ihnen das Volk vorgeschlagen hat. Aus jedem Stadtviertel wird Einer erwählt und dem Senate empfohlen. Das Fürstenamt gilt für Lebenszeit, wofern dem nicht der Verdacht der vom Fürsten erstrebten Tyrannis entgegensteht.

Die Traniboren werden alle Jahre gewählt, aber man wechselt nicht leichtlich mit ihnen. Alle übrigen Obrigkeiten sind jährliche. Die Traniboren kommen alle drei Tage und, wenn erforderlich, noch öfter, mit dem Fürsten zusammen, um über

Staatsangelegenheiten zu berathen; Privatrechtsstreitigkeiten (wenn welche vorliegen), welche sehr selten sind, erledigen sie rasch. Syphogranten werden immer zwei in den Senat beigezogen, und zwar jeden Tag andere, indem vorgesehen ist, daß keine Beschlüsse über Staatsangelegenheiten gefaßt werden über die nicht drei Tage vorher im Senate berathen und verhandelt worden ist.

Außer dem Senate oder den Volksversammlungen über öffentliche Handlungen Berathungen zu halten, gilt für ein todeswürdiges Verbrechen. Diese Satzung besteht, wie es heißt, deswegen, auf daß es durch eine Verschwörung des Fürsten und der Traniboren nicht so leicht möglich sei, das Volk durch eine Tyrannis zu unterdrücken und die Staatsverfassung gewaltsam abzuändern. Daher werden wichtige Angelegenheiten in den Versammlungen der Syphogranten vorgebracht, die ihren Familien davon Mittheilung machen, dann unter sich darüber berathen und das Ergebniß ihrer Berathschlagung dem Senate kundgeben.

Manchmal kommt die Sache auch an den großen Rath des ganzen Inselreichs. Auch übt der Senat die Gepflogenheit, daß über keine Sache an demselben Tage, an dem sie vorgetragen wird, debattirt, sondern dies bis zur nächsten Senatssitzung verschoben wird, damit Einer nicht mit dem, was ihm gerade auf die Zunge kommt, unbedachtsam herausplatze und dann

mehr darauf sinne, wie er es vertheidige, als was dem Staatswesen zum Heile gereiche und somit lieber wolle, daß dem Staatswohl als der Meinung über sein eigenes Ich Abbruch geschehe, indem er aus falscher Scham nicht will, daß man merke, er habe von Haus aus so wenig Voraussicht gehabt.

Von Haus gilt es überlegt zu sprechen, nicht rasch mit dem Worte fertig zu sein.

Von den Handwerken.

Eine allen Männern und Frauen gemeinsame Kunst ist der Ackerbau, dessen Niemand unkundig ist. In ihm werden Alle von Kindheit auf unterrichtet, theils in der Schule nach überlieferten Lehren, theils, indem sie auf die der Straße nächstgelegenen Felder wie zum Spiel hinausgeführt werden, wo sie den Arbeiten nicht nur zusehen, sondern zugleich Gelegenheit zur Körperübung benützend, sie auch wirklich ausüben.

Außer dem Ackerbau (der, wie gesagt, Allen gemeinsam ist), erlernt Jeder eine beliebige Hantirung als seinen Beruf, wie z.B. die Wollweberei, die Flachsbereitung, das Maurer-, Schmiede-, Schlosser- und Zimmermannshandwerk. Denn es gibt kein anderes Handwerk, das dem Betriebe nach einigermaßen erwähnenswerth wäre.

Der Schnitt der Kleider ist, abgesehen davon, daß die Geschlechter von einander und der ledige Stand von den verheiratheten unterschieden sind, derselbe für die ganze Insel, und bleibt es für die ganze Lebenszeit, ist für's Auge gefällig und den Leibesbewegungen angemessen, auch sowohl für Winter- als Sommerszeit geeignet. Jede Familie verfertigt sich ihre Kleider selbst.

Von allen den genannten Handwerken nun erlernt Jedermann irgend eins, nicht nur die Männer, sondern auch die Frauen. Uebrigens haben die letzteren, als die Schwächeren, nur die leichteren Verrichtungen auf sich, den Männern sind die übrigen mühsamen Handwerke übertragen. Meistentheils wird jeder im väterlichen Handwerk erzogen, denn die Meisten neigen von Natur dahin. Wenn aber Einer eine andere Neigung hat, wird er durch Adoption in jene Familie aufgenommen, die dieses Gewerbe betreibt, aber nicht nur vom Vater, sondern auch von der Obrigkeit wird Vorsorge getroffen, daß er einem gesetzten und ehrenhaften Familienvater übergeben werde.

Hat Einer ein Handwerk gründlich erlernt und wünscht noch ein anderes zu erlernen, so wird ihm das ebenfalls gestattet. Hat er beide inne, so mag er ausüben, welches er will, wofern nicht das eine in der Stadt mehr benöthigt ist.

Die hauptsächlichste und beinahe einzige

Beschäftigung der Syphogranten ist, dafür zu sorgen und vorzusehen, daß nicht Jemand dem Müßiggange nachhänge, sondern Jeder seinem Handwerke emsig obliege, doch braucht er deswegen nicht von Morgens früh bis spät in die Nacht beständig wie das Vieh bis zur Ermattung zu arbeiten, was doch fast allenthalben sonst das harte Arbeitsloos der Dienstbarkeit und des Handwerkerstands ist, ausgenommen bei den Utopiern, die, obwohl sie den Tag mit Hinzurechnung der Nacht in vierundzwanzig gleiche Stunden theilen, doch nur sechs für die Arbeit bestimmen; drei Stunden Vormittags, worauf sie zur Mittagsmahlzeit gehen; nach dem Essen zwei Stunden Ruhezeit, dann wieder drei der Arbeit gewidmete, worauf sie mit dem Abendmahl Feierabend machen. Da sie die erste Stunde von Mittag an rechnen, so gehen sie um acht Uhr schlafen und widmen acht Stunden dem Schläfe.

Die Zeit zwischen den Stunden der Arbeit, dem Schläfe und dem Essen ist Jedem nach seinem Gutdünken freigestellt; nicht daß er dieselbe in Ueppigkeit oder in Trägheit verbringen soll, sondern was ihm von seiner Handwerksthätigkeit freie Zeit bleibt, das verwendet Jeder nach seiner individuellen Neigung auf die Erlernung einer andern Fertigkeit.

Die Mußezwischenzeit verwenden die Meisten für die Wissenschaften. Denn es ist ein sehr schöner Gebrauch, täglich in den Frühstunden öffentlichen

Unterricht zu halten, welchem diejenigen beiwohnen müssen, die speziell für die Wissenschaften bestimmt sind. Uebrigens besuchen diese Unterrichtsstunden zahlreiche Männer und Frauen aus allen Ständen, der Eine diese, ein Andrer andere, wie Jeder eben Lust und Geschmack hat. Wenn aber Jemand auch diese Zeit lieber mit seiner Beschäftigung verbringt, wie so Mancher thut (dessen Geist nicht zum reinen wissenschaftlichen Denken angelegt ist), so wird ihm das nicht verwehrt, sondern er wird dafür noch gelobt, weil er dem Gemeinwohl sich so nützlich erweist.

Nach dem Abendessen verbringen sie eine Stunde mit Spielen, im Sommer in den Gärten, im Winter in den gemeinschaftlichen Speisesälen. Dort treiben sie entweder Musik, oder ergötzen sich im Gespräche.

Das Würfelspiel und derartige alberne und verderbliche Spiele kennen sie nicht. Aber zwei Spiele sind im Schwange, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Schachspiel haben. Das eine ist ein Kampf der Zahlen, worin eine Zahl die andere raubt. In dem andern kämpfen Laster mit Tugenden in aufgestellter Schlachtordnung. In diesem Spiele wird sehr sinnreich sowohl der Widerstreit der Laster untereinander, wie ihr einmüthiges Zusammenhalten gegen die Tugenden gezeigt, ebenso, welche Laster das Widerspiel der verschiedenen Tugenden sind, mit welchen Kräften sie sich offen gegen diese empören, und mit

welchen geheimen Ränken sie ihnen auf krummen Wegen nachstellen, und mit welchen Hilfsmitteln andererseits die Tugenden die Macht der Laster brechen und ihre Lockungen vereiteln und auf welche Art und Weise der Sieg auf der einen oder andern Seite errungen wird.

Aber um keine falschen Vorstellungen aufkommen zu lassen, ist hier etwas näher zuzusehen. Denn da nur sechs Stunden gearbeitet wird, so könnte man vielleicht der Meinung sein, daß daraus ein Mangel an den nothwendigsten Erzeugnissen entstehen müsse.

Aber das ist so wenig der Fall, daß besagte Zeit zur Herstellung einer Fülle von Dingen, die zu den Lebensbedürfnissen und Lebensannehmlichkeiten gehören, nicht nur genügt, sondern mehr als ausreichend ist, was ihr leicht einsehen werdet, wenn ihr bedenkt, ein wie großer Theil des Volkes bei andern Nationen müßig geht. Erstens fast alle Frauen, die Hälfte der ganzen Bevölkerung, oder, wo die Frauen thätig sind, faulenzten an ihrer Statt meistens die Männer. Wie groß ist ferner die müßig gehende Schaar der Priester und Mönche?! Dazu kommen sodann die Reichen, meist Großgrundbesitzer, gewöhnlich die Junker und Adeligen genannt; dazu rechne ferner die Schaaren Diener und den gesammten Schwarm müßiggängischer Gefolgschaft, endlich die gefunden, kräftigen

Bettler, die alle möglichen Krankheiten zum Vorwand für ihre Faulheit nehmen.

Sicherlich würdest du die Anzahl Derer, durch deren Tätigkeit die Produkte zu Stande kommen, die zum täglichen Gebrauche dienen, geringer finden, als du wohl wähnen dürftest. Nun überlege bei dir, wie Wenige von diesen selbst wieder sich mit praktisch nützlichen, nothwendigen Handwerken beschäftigen.

Wo Geld der Maßstab aller Dinge ist, da müssen viel eitle und überflüssige Künste betrieben werden, die nur dem Luxus und den Lüsten dienen. Denn wenn dieselbe Anzahl von Leuten, die heutzutage überhaupt arbeiten, auf die wenigen Handwerke vertheilt würde, die der natürlich einfachen Lebensweise nach bloß erforderlich sind, so würden die Preise so sehr sinken, daß die Handwerker von ihrer Arbeit ihren Lebensunterhalt nicht mehr zu bestreiten vermöchten. Aber wenn alle Jene, die jetzt in müßigen Künsten und Gewerken beschäftigt sind, zusammt der ganzen Schaar, die sich in Müßiggang und Nichtsthun langweilt, und deren Jeder von den Erzeugnissen, die durch wirklich Arbeitende hergestellt werden, doppelt so viel verbraucht, als ein nützlicher Arbeiter, alle in praktisch nützlichen Berufen untergebracht würden, so würdest du mit Leichtigkeit gewahr werden, wie so sehr wenig Zeit mehr als übergenuß ist, um alles das zu liefern, was entweder der unbedingte

Lebensbedarf, oder die Behaglichkeit und selbst das Vergnügen - doch nur das wahre und natürliche - erheischt.

Und das erhellt in Utopien aus den Thatsachen selbst. Denn dort sind in einer ganzen Stadt mit sammt ihrer nächsten Umgegend aus der gesammten Zahl der Männer und Frauen, die dem Alter und den Körperkräften nach zur Arbeit tauglich sind, kaum fünfhundert, die davon befreit sind. Unter diesen dispensiren sich die Syphogranten (die gesetzlich der Arbeit überhoben sind) nicht einmal selbst vom Arbeiten, um die Uebrigen um so leichter durch ihr Beispiel zur Arbeit einzuladen.

Derselben Immunität erfreuen sich diejenigen, welchen das Volk zufolge der Empfehlung der Priester und den geheimen Abstimmungen der Syphogranten zum Studium der Wissenschaften lebenslängliche Befreiung gewährt. Wenn so einer die auf ihn gesetzten Hoffnungen getäuscht hat, so wird er in die Klasse der Handwerker zurückversetzt; und umgekehrt kommt es gar nicht so selten vor, daß ein Handwerksmann seine ersparten Mußestunden so emsig den Wissenschaften zuwendet, daß er ansehnliche Fortschritte macht, und, von seinem Handwerk befreit, in die Klasse der Gelehrten aufsteigt.

Aus diesem Stande der Gelehrten werden die Gesandten, die Priester, die Traniboren, wird endlich der

Fürst selbst erwählt, den sie in ihrer alten Sprache Barzanes, in der neueren Ademus nennen.

Da die ganze übrige Bevölkerung weder unbeschäftigt, noch in unfruchtbaren Handwerken beschäftigt ist, so ist leicht zu taxiren, in wie wenigen Stunden so viel nützliche Arbeit in den erwähnten Beziehungen vor sich gebracht werden kann; dazu kommt noch der erleichternde günstige Umstand, daß sie in den meisten unentbehrlichen Gewerken weniger Arbeitszeit verbrauchen, als andere Völker.

Denn erstens kostet die Aufführung und die Reparatur der Gebäude anderwärts überall viele und beständige Arbeit, weil, was der Vater gebaut hat, ein fahrlässiger Erbe nach und nach verfallen läßt, während er es mit geringem Aufwande hätte in Stand halten können; dessen Nachfolger muß die Wiederherstellung dann von Frischem mit beträchtlichen Kosten besorgen lassen; nicht selten auch ist einer so zimperlich, daß er das mit großem Aufwande erbaute Haus als zu simpel verschmäh't und es darum vernachlässigt; wenn es dann binnen Kurzem verfällt, läßt er sich anderswo ein anderes mit nicht geringeren Kosten erbauen.

Aber bei den Utopiern, wo alle Verhältnisse wohl geordnet sind, und das Staatswesen bestens konsolidirt ist, kommt es nur selten vor, daß ein neues Haus auf einem Bauplatz aufgeführt wird, da vorhandenen

Schäden nicht nur schleunig abgeholfen, sondern auch erst drohenden flugs begegnet wird.

So kommt es denn, daß die Gebäude mit einem Minimum von Arbeit ungemein lange dauern, so daß die Bauhandwerker zuweilen kaum etwas zu thun haben, außer mittlerweile Zimmerholz zu hobeln und Steine zu behauen, damit, wenn es einen Bau aufzuführen gibt, dieser um so rascher entstehen kann.

Nun sollst Du auch an der Kleidung sehen, wie wenig Arbeit die Utopier brauchen. Bei der Arbeit selbst sind sie ganz primitiv in Leder oder Felle gekleidet, die sieben Jahre aushalten. Wenn sie dann die Arbeit verlassen und auf die Straße gehen, ziehen sie ein Oberkleid über, welches jene gröbere Gewandung verdeckt; dieses hat dieselbe Farbe auf der ganzen Insel, und zwar die natürliche der Wolle. Sie brauchen daher viel weniger Tuchstoffe als anderswo und auch jenes eine Tuch kommt ihnen billiger.

Die Herstellungsarbeit ist bei Leinen geringer, daher wird es häufiger verwendet, aber bei Leinen wird nur auf die Weiße, bei Wollstoffen auf die Reinlichkeit gesehen, die größere Feinheit des Gewebes wird nicht bezahlt.

So kommt es, daß, während nirgendwo sonst vier oder fünf Wollkleider von verschiedenen Farben einem Manne genügen und den etwas Verwöhnteren nicht einmal zehn, dort Jedermann mit einem

auskommt und das meist noch für zwei Jahre. Es gibt ja keinen Grund, warum er sich mehr wünschen sollte; er wäre mit ihnen weder gegen die Kälte mehr geschützt, noch würde er durch seine Kleidung um ein Haar schmucker aussehen.

Da sie sich nur mit nützlichen Gewerken und Künsten befassen, und in jedem Handwerk nur wenige Arbeiter benöthigt sind, so geschieht es, daß die Utopier zu Zeiten eine sehr große Anzahl Leute zur Verfügung haben, welche die öffentlichen Straßen ausbessern können, wenn diese schadhaft geworden sind. Sehr oft aber, wenn auch diese Art Arbeit nicht von nöthen ist, wird öffentlich bekannt gemacht, daß die Zahl der Arbeitsstunden herabgesetzt ist. Denn die Obrigkeiten plagen die Bürger nicht mit unnützer überflüssiger Arbeit.

Die Organisation dieses Staatswesens hat vor allem diesen einen Zweck vor Augen, alle Zeit, so weit es die Arbeiten für die Bedürfnisse der Gesammtheit erlauben, den Bürgern zur Abstreifung der Knechtschaft des Leibes und zur Befreiung und Ausbildung des Geistes zu gute kommen zu lassen.

Denn darin sehen sie das wahre Glück des Lebens.

Vom gegenseitigen Verkehre.

Jetzt wäre darzulegen, wie sich die Bürger gegenseitig unter einander verhalten, welcher Art sie Verkehr mit einander haben, und in welcher Weise die Vertheilung der produzierten Sachen erfolgt.

Die Stadt besteht aus Familien, die Familien werden größtentheils durch Verwandtschaft gebildet. Die mannbaren Weiber werden verheiratet und beziehen mit ihren Ehemännern ihre eigenen Wohnungen. Aber die männlichen Söhne und die Enkel bleiben in der Familie und gehorchen dem ältesten Ascendenten, so lange dessen geistige Fähigkeiten nicht altersschwach geworden sind, in welchem Falle der nächstälteste an seine Stelle tritt.

Damit aber die Bevölkerung weder abnehme, noch eine Uebervölkerung eintrete, ist vorgesehen, daß jede Familie, deren jede Stadt sechstausend, die Landgehenden des Weichbildes ausgenommen, enthält, nicht weniger als zehn und nicht mehr als sechzehn Erwachsene zähle. Die Zahl der unmündigen Kinder läßt sich nicht vorschreiben.

Dieser Modus ist leicht innezuhalten, indem diejenigen in weniger vollzählige Familien eingethan werden, die einer an Köpfen überreichen Familie entstammen.

Wenn eine Stadt im Ganzen überhaupt zu viele Einwohner hat, so wird der Mangel anderer Städte dadurch ergänzt. Wenn aber vielleicht die ganze Insel über das rechte Maß hinaus bevölkert wäre, so werden aus jeder Stadt eine bestimmte Anzahl ausgewählt und auf dem nächstgelegenen Festlande, wo die Eingeborenen viel überschüssiges unbebautes Land haben, wird eine Kolonie angelegt, indem sie sich mit den Eingeborenen vereinigen, wenn diese in Gemeinschaft mit ihnen leben wollen. Die sich mit ihnen zur selben Lebensweise mit denselben Sitten und Gebräuchen vereinigen wollen, verschmelzen leicht mit ihnen, zu beider Völker Bestem. Denn so wird bewirkt, daß dasselbe Land für beide Ueberfluß bietet, das vorher für ein Volk allein dürftig und unergiebig schien. Solche, die sich weigern, nach ihren (der Utopier) Gesetzen zu leben, drängen sie soweit zurück, als sie selbst das Land zu besetzen sich vorgenommen haben. Widerstrebende werden mit Krieg überzogen. Denn für den gerechtesten Grund zum Kriege halten sie es, wenn ein Volk von dem Lande, das es besitzt, keinen Gebrauch macht, sondern es nur als todten Besitz inne hat, Andern aber gleichwohl diesen Besitz und dessen Nutznießung, worauf diese, nach dem Gebote der Natur, zu ihrer Ernährung angewiesen wären, vorenthält.

Wenn eine der Städte eine solche Kalamität

betroffen hat, daß ihre Bevölkerung aus den übrigen Städten, ohne daß die Einwohnerschaft einer derselben unter das vorgeschriebene Maß vermindert würde, nicht ergänzt werden kann (was bisher bloß zweimal seit Anbeginn der Landesgeschichte der Insel in Folge einer gräulich wüthenden Pest sich zugetragen haben soll), so wandern die Bürger aus der Kolonie ins Mutterland zurück und füllen die Lücken aus. Denn eher lassen sie die Kolonie eingehen, als einer der Inselstädte Gefahr der Entvölkerung drohen.

Doch ich kehre zum Zusammenleben der Bürger zurück. Der Aelteste steht (wie ich gesagt habe) der Familie vor. Die Gattinnen dienen den Ehemännern, die Kinder den Eltern, überhaupt die Jüngeren den Aelteren.

Jede Stadt ist in vier gleiche Abtheilungen getheilt. In der Mitte jeder Abtheilung ist ein allgemeiner Markt. Dorthin werden in gewisse Gebäude die Arbeitsprodukte aller Familien gebracht, dann werden die verschiedenen einzelnen Gattungen in Magazine sortirt gelagert. Von dort holt jeder Familienvater, was er und die Seinen nöthig haben, und nimmt es ohne Geld und ohne irgendwelche Gegenleistung an sich. Denn warum sollte ihm etwas verweigert werden? Da ja alle Dinge in Ueberfluß vorhanden sind und der Befürchtung nicht Raum gegeben wird, daß Jemand mehr als er bedarf, verlangen werde. Denn

warum sollte man annehmen, daß Jemand Ueberflüssiges fordern werde, wenn er sicher ist, daß er in keinem Augenblicke irgend einer Sache ermangeln werde? Habgierig und raubsüchtig macht alle Lebewesen die Furcht vor künftiger Entbehrung, oder, bei den Menschen allein, auch noch der Hochmuth, durch das Prunken mit überflüssigen Dingen, deren Besitz sie sich zur Ehre anrechnen, sich vor den Andern hervorzuthun, eine Art des Lasters, dessen Entwicklung durch die utopischen Einrichtungen von vornherein abgeschnitten ist.

Den erwähnten Märkten schließen sich Lebensmittelmärkte an, nach denen nicht nur Gemüse, Baumfrüchte und Brod, sondern auch Fische und alles Eßbare von Säugethieren und Geflügel geschafft wird, die an passenden Orten errichtet sind, wo durch Flußwasser aller Schmutz und Unrath weggespült wird.

Dorthin werden die von den Knechten geschlachteten und gereinigten Thiere gebracht (denn ihre Bürger sollen sich nicht an das Schlächterhandwerk gewöhnen, wodurch, wie sie der Ansicht sind, das Mitleid, das menschlichste der Gefühle unserer Natur, allmählich abgestumpft werde und schwinde), auch lassen sie nichts Schmutziges und Unreines in die Stadt bringen, weil die durch die Fäulniß verdorbene Luft Krankheiten einschleppen könnte.

Außerdem gibt es in jeder Straße einige geräumige

Hallenbauten, in gewissen Abständen von einander, die alle unter ihrem Namen bekannt sind. Darin wohnen die Syphogranten und die dreißig Familien eines jeden sind dorthin zugetheilt, wo von aus jeder Seite fünfzehn wohnen, die dort speisen. Die Küchenmeister dieser Hallen kommen zu einer gewissen Stunde auf den Markt, wo sie Eßwaaren nach der Kopfzahl der sie angehenden Familien einholen.

Die oberste Rücksicht wird auf die Kranken genommen, die in Spitälern gepflegt werden. Im Umkreise der Stadt gibt es, etwas außerhalb der Stadtmauern, vier so geräumige Spitäler, daß man sie für ganze Städtchen halten könnte, theils, damit eine beliebig große Anzahl Kranker nicht zu eng bei einander und daher unbequem logirt werden müssen, theils, damit Solche mit ansteckenden Krankheiten von Abtheilungen anderer Krankheiten genügend weit abgettet werden können.

Diese Spitäler sind so gut eingerichtet, und mit Allem, was der Gesundheit zuträglich ist, ausgestattet, es herrscht darin so zarte und gewissenhafte Pflege, die erfahrensten Aerzte sind so fleißig anwesend, daß, wenn auch Niemand wider seinen Willen hineingethan wird, es andererseits wohl keine Person in der ganzen Stadt gibt, die, wenn sie leidender Gesundheit ist, nicht lieber dort als zu Hause sich auf's Krankenlager legen wollte.

Wenn der Küchenmeister für die Kranken die von den Aerzten verordneten Eßwaaren erhalten hat, wird das Beste gleichmäßig an die Hallen nach ihrem Stärkeverhältniß von Speisegästen vertheilt, nur daß besondere Aufmerksamkeit dem Fürsten, dem obersten Priester und den Traniboren erwiesen wird, wie auch den Gesandten und allen Ausländern (deren immer nur wenige anwesend sind, was aber auch nur selten der Fall ist), für die gewisse Gebäude eigens hergerichtet werden.

In diesen Hallen für Mittagsmahl und Abendessen kommt zu bestimmten Stunden, durch den Schall eherner Posaunen zusammengerufen, die gesammte Syphograntie zusammen, außer Jenen, die in Spitälern und zu Hause krank darniederliegen.

Gleichwohl wird Niemand gelindert, nachdem die Hallen versehen sind, sich Eßwaaren nach Hause geben zu lassen, denn man weiß, daß das Niemand aus Muthwillen thut. Denn, wenn es auch Keinem verboten ist, zu Hause zu speisen, so thut es doch Niemand gern, da es nicht gerade für besonders ehrbar gilt; auch gilt es für thöricht, sich die Mühe mit der Bereitung eines mittelmäßigen Mahles zu machen, da man es herrlich und trefflich zubereitet ganz in der Nähe in der Halle haben kann.

In dieser Halle werden alle schmutzigeren oder mühsameren Dienstleistungen von Knechten

verrichtet. Das Kochen und die ganze Herrichtung der Speisetische besorgen die Frauen allein und zwar von allen Familien abwechselungsweise. Man nimmt an drei oder mehr Tischen Platz, je nach der Zahl der Gäste. Die Männer haben die Plätze an der Wand, die Frauen ihnen gegenüber, damit sie, wenn ihnen plötzlich eine Uebelkeit zustoßen sollte, was bei Schwangeren zuweilen der Fall zu sein pflegt, ohne die Sitzordnung zu stören, sich erheben und zu den Ammen abgehen können; diese sitzen dann mit ihren Säuglingen in einem eigenen Speisezimmer, das nie ohne Feuer und reines Wasser ist, wo sich auch die Wiegen befinden, um die Tragekinder hineinlegen und beim Feuer aus den Windeln wickeln zu können, wo sie dann mit ihnen tändeln.

Jede Mutter säugt ihr Kind, woran sie nur der Tod oder Krankheit verhindert; in solchem Falle besorgen die Frauen der Syphogranten rasch eine Amme, was nicht schwer fällt. Denn die zu solcher Dienstleistung Geeigneten bieten sich zu keinem Amte lieber an, weil ihnen für diesen Liebesdienst von allen Seiten Lob entgegen gebracht wird und der Säugling nachmals die Amme wie seine Mutter betrachtet.

In der Ammenstube befinden sich alle Knaben; die das fünfte Jahr noch nicht zurückgelegt haben. Die Unerwachsenen beiderlei Geschlechts, die noch nicht heirathsfähig sind, warten entweder den um die Tafel

Gelagerten auf, oder stehen wenigstens, wenn sie sich dem Alter nach noch nicht dazu eignen, dabei, verhalten sich aber gänzlich schweigsam und still. Sie essen, was ihnen von den Tafelnden gereicht wird, daselbst, haben auch sonst keine Zeit für das Essen bestimmt.

In der Mitte des ersten Tisches (dieses ist der oberste Platz) sitzt der Syphogrant mit seiner Gattin. Von dieser Stelle aus übersieht man die ganze Tischgesellschaft, weil dieser Tisch im obersten Theile des Speisesaales quer steht. Neben ihnen sitzen zwei der Aeltesten. Denn an allen Tischen sitzt man zu viert.

Wenn aber ein Tempel in der Syphograntie gelegen ist, so sitzen der Priester und seine Frau beim Syphogranten und führen den Vorsitz. Zu beiden Seiten von ihnen sitzen jüngere Leute, dann wieder Greise, und so sind im ganzen Hause sowohl Altersgenossen zusammengebracht, als auch andere Altersstufen daruntertermischt, eine Einrichtung, die deswegen getroffen worden, damit der gesetzte Ernst der Greise und die Ehrfurcht vor ihnen die jüngeren Leute von zügellosem Gebahren in Wort und Gebärde zurückhalte (da nichts am Tische gesprochen oder gethan werden kann, was der Aufmerksamkeit der ringsum Sitzenden entginge).

Die einzelnen Gänge der Speisen werden nicht in der Reihenfolge vom Ersten aufgetragen, sondern

zuerst das Beste von jedem Gerichte den Aeltesten vorgesetzt (deren Plätze ausgezeichnet sind), dann werden alle Uebrigen gleichmäßig bedient. Aber die Greise theilen von ihren Leckerbissen (die nicht in so großer Menge vorhanden sind, daß sie in der ganzen Halle freigebig vertheilt werden können) nach Gutdünken den Umsitzenden mit. So wird den Alten die ihnen gebührende Ehrung erzeigt, und in Einem kommt diese auch allen Andern zu gute.

Jede Mittags-, ebenso wie die Abendmahlzeit wird mit einer moralischen Vorlesung eingeleitet, die aber kurz ist, damit sie nicht Ueberdruß erweckt. Hierauf ergreifen die Greise die Gelegenheit zu ehrbaren Reden, doch nicht düsterer, sondern heiterer Art. Aber sie führen nicht während des ganzen Mittagessens allein in langen Tiraden das Wort: sie hören auch gern die Jungen und fordern sie absichtlich zum Reden auf, um sich mittels der beim Mahle herrschenden Ungezwungenheit von den Charakteranlagen und geistigen Fähigkeiten derselben zu überzeugen.

Die Mittagsmahlzeiten sind recht kurz, die Abendmahle dauern länger, weil auf jene wieder Arbeitszeit, auf diese Schlaf und nächtliche Ruhe folgt, die man für eine gesunde Verdauung für viel zuträglicher hält.

Keine Abendmahlzeit verläuft ohne Musik. Auch entbehrt der Nachtisch nicht allerlei Leckereien; sie zünden wohlriechende Substanzen an, sprengen mit

duftenden Essenzen und unterlassen nichts, was die Tischgäste zu erheitern geeignet ist.

Denn sie neigen in dieser Beziehung sehr gerne zum Vergnügen, so daß sie keinerlei Lustbarkeit, aus der nichts Uebles zu erfolgen im Stande ist, für untersagt halten.

So ist das gesellige Zusammenleben in den Städten beschaffen; die am Lande entlegen von einander Wohnenden, essen jeder für sich allein zu Hause; es fehlt keiner Familie etwas an ihrem Lebensunterhalte, denn von ihnen kommt ja erst Alles, wovon die Bürger in den Städten sich ernähren.

Vom Reisen der Utopier.

Im Falle, daß Jemand einen in einer andern Stadt wohnhaften Freund zu besuchen wünscht, oder es ihn verlangt, einen andern Ort zu sehen, kann er von seinen Syphogranten und Traniboren leicht die Erlaubniß dazu erhalten, wofern man seiner nicht zu einer Arbeit bedarf. Er wird mit einer Anzahl Anderer, die zu reisen wünschen, fortgeschickt, mit einem Briefe des Fürsten versehen, der die Erlaubniß zu reisen enthält und den Tag der Rückkehr vorschreibt. Man gibt ihm einen Wagen und einen Sklaven mit, der die Zugochsen zu führen und zu besorgen hat. Wofern sie

aber nicht Frauen mitnehmen, wird der Wagen als etwas Lästiges und Hinderliches zurückgewiesen. Auf der ganzen Reise führen sie nichts mit sich, aber es geht Ihnen gleichwohl nichts ab, denn sie sind ja überall wie zu Hause.

Wenn Einer an einem Orte sich länger als einen Tag aufhält, so nimmt er die Arbeit in seinem Handwerk auf und wird von seinen Zunftgenossen auf's zuvorkommendste behandelt.

Wenn einer eigenmächtig sich außerhalb seines Bezirkes herumtreibt, und ohne den fürstlichen Erlaubnißschein ergriffen wird, so gereicht ihm das zum Schimpf, er wird wie ein Flüchtling zurückgewiesen, scharf gezüchtigt, und geräth im Wiederholungsfalle in die Sklaverei.

Wenn Einen die Lust anwandelt, die Fluren seines Stadtgebiets zu durchschweifen, so ist ihm das nicht verwehrt, wofern er die Erlaubniß seines Vaters und die Zustimmung seiner Ehefrau dazu hat. Aber in jedem Landstrich, wohin er kommt, erhält er nicht früher Nahrung, bevor er so viel Arbeit geleistet hat, entweder Vormittags oder vor dem Abendessen, als es dort Brauch ist. Unter dieser Bedingung darf Jeder sich innerhalb des Gebietes der Stadt, in der er wohnt, frei bewegen. Denn er wird ihr so nicht minder nützlich sein, als wenn er in der Stadt selbst weilte.

Ihr seht daher schon, wie es gar keine Gelegenheit

zum Müßiggang, keinen Vorwand zum Faulenzen gibt. Keine Weinkneipe, keine Bierkneipe, kein Bordell, keine Gelegenheit zur Sittenverderbniß, keine Schlupfwinkel, keine heimliche Versammlung, sondern die Augen Aller, die stets auf ihn gerichtet sind, zwingen ihn zu seiner gewohnten Arbeit oder zu ehrbarer Muße.

Bei solcher Lebensführung muß Ueberfluß in allen Dingen im Volke vorhanden sein, und durch die gleichmäßige Vertheilung kommt es, daß es keine Armen und keine Bettler gibt.

Sobald im Senate von Amaurotum (wohin, wie schon bemerkt, jährlich drei Abgeordnete aus jeder Stadt entsendet werden) festgestellt ist, was etwa an einem Orte in Ueberfluß vorhanden ist und woran es andernorts mangelt, so wird der Mangel alsbald ausgeglichen durch die Ueberfülle des ersten Orts und das geschieht ohne Entgelt, indem die in dieser Weise Beschenkten nichts dafür zu entrichten brauchen. Was eine Stadt der andern schenkweise überläßt, stellt sie dieser nicht in Rechnung: andererseits erhält sie selbst wieder von einer anderen Stadt geliefert, was ihr fehlt, wofür sie ebenfalls keine Entschädigung leistet.

So bildet die ganze Insel gleichsam *eine* Familie.

Wenn sie sich selbst genügend versehen haben (was sie aber nicht für geschehen erachten, wenn sie nicht für zwei Jahre, wegen des ungewissen Ausfalles

der Ernte des nächsten Jahres, vorgesorgt haben) exportiren sie den Ueberschuß in großen Mengen, als da ist Getreide, Honig, Wolle, Flachs, Holz, Färberwaid und Purpurschnecken, Felle, Wachs, Talg, Leder und auch Thiere, in die Fremde, von welchen Dingen allen sie den siebenten Theil den Armen jener Gegenden schenken, das Uebrige zu mäßigem Preise verkaufen.

In Folge dieses Handels führen sie auch jene Waaren bei sich ein, deren sie in der Heimat entbehren (obwohl es Derartiges außer Eisen fast nicht gibt), insbesondere eine große Menge Gold und Silber.

Da sie dies schon lange so halten, haben sie an solchen Sachen einen so bedeutenden Ueberfluß aufgehäuft, daß man es kaum glauben möchte. Darum ist es ihnen ziemlich gleichgültig, ob sie gegen baar Geld verkaufen, oder auf Kredit, daher sie auch das Meiste auf Schuldscheine ausstehen haben; dabei gelten solche von Privatleuten nichts: es müssen rechtsgültig ausgestellte Dokumente sein, mittels derer eine ganze Stadt sich offiziell verbürgt.

Sobald der Zahlungstag gekommen ist, fordert die Stadt die Schulden von den Privatschuldnern ein und behält deren Betrag im Aerar und hat von diesem Gelde den Nutzgenuß solange, bis es die Utopier zurückfordern. Sie thun dies aber mit dem größten Theile desselben nicht. Denn einem Anderen das zu nehmen, was für sie keinen Werth hat, diesem aber zum

Nutzen gereicht, würden sie nicht für billig halten.

Uebrigens, wenn es gerade einmal erforderlich ist und sie jenes Geld theilweise einem anderen Volke leihen wollen, oder im Kriegsfall, fordern sie es doch voll zurück; zu diesem einen Zweck behalten sie ihren ganzen Schatz zu Hause zurück, damit er ihnen in äußersten oder plötzlichen Gefahren zum Schutze diene; hauptsächlich um fremde Soldaten (welche sie lieber der Gefahr preisgeben als die eigenen Bürger) durch hohen Sold zu werben, indem sie wohl wissen, daß für hohe Geldsummen auch die Feinde gar häufig käuflich sind, sei's nun durch Verrath, sei's, daß sie sich untereinander selbst wieder feindlich entzweien.

Aus diesem Grunde bewahren sie stets einen unermesslichen Schatz auf, doch nicht eigentlich als solchen, sondern sie halten es so damit, daß ich mich wahrhaftig schäme, es zu erzählen, indem ich befürchten muß, daß meine Rede keinen Glauben finden werde, was ich um so ernstlicher besorge, als ich nur zu wohl weiß, daß, wenn ich es nicht mit eigenen Augen gesehen hätte, ich nur überaus schwer hätte bewogen werden können, es einem Andern zu glauben, der es mir erzählt hätte.

Denn es ist durchaus natürlich und nothwendig, daß, je fremder und unerhörter etwas den Sitten und Gebräuchen der Zuhörer ist, es auch um so weniger Glauben bei ihnen findet, obwohl ein vernünftiger

Beurtheiler sich eigentlich nicht eben so sehr darüber wundern dürfte, da ja auch ihre sämtlichen übrigen Einrichtungen so bedeutend von den unsrigen abweichen - wenn daher auch der Gebrauch, den sie von Gold und Silber machen, mehr ein ihren als unsern Sitten entsprechender ist.

Sie bedienen sich nämlich unter sich keines Geldes, das sie vielmehr für solche Fälle aufheben, wo es ihnen von Nutzen werden kann, wenn es auch möglich ist, daß solche niemals eintreten.

Mit dem Golde und Silber, woraus Geld hergestellt wird, hat es bei ihnen nämlich diese Bewandtniß, daß es kein Mensch höher schätzt, als ihm seinem natürlichen Werthe nach zukommt, und wer würde da nicht einsehen, daß diese beiden Metalle weit unter dem Eisen stehen? Denn ohne dieses können die Menschen doch wahrhaftig ebensowenig leben, wie ohne Feuer und Wasser, während die Natur dem Gold und Silber keinen Gebrauch verliehen hat, dessen wir nicht leicht entrathen könnten, und es nur die Thorheit der Menschen ist, die der Seltenheit einen so hohen Werth beigelegt hat. Und als eine höchst liebevolle Mutter hat die Natur die nützlichsten Dinge uns ohne alle Schwierigkeiten zugänglich gemacht, wie Luft, Wasser und die Erde selbst, die nichtigen, eitlen, unnützen aber weit entrückt.

Wenn nun diese Metalle bei ihnen irgendwo in

einen Thurm verschlossen würden, so könnte der Fürst sowohl als der Senat in den Verdacht kommen (wie das Volk dummpfiffger Weise denkt), als ob sie das Volk hinterlistig betrügen und für sich selbst Vorthail daraus ziehen wollten.

Sie sehen ferner sehr wohl ein, daß, wenn sie daraus Schalen oder andere Gegenstände der Schmiedekunst verfertigen wollten, und diese dann bei vorkommender Gelegenheit wieder einschmelzen müßten, um den Soldaten den Sold auszuzahlen, die Leute sich nur sehr ungern von Dingen trennen würden, an denen sie erst einmal Wohlgefallen zu empfinden angefangen hätten.

Um allen Diesem zu begegnen, haben sie ein Mittel erdacht, das zwar mit ihren übrigen Einrichtungen sehr wohl übereinstimmt, aber mit den unsrigen ganz und gar unvereinbar wäre, da bei uns das Gold so hoch gehalten und so sorgsam bewahrt wird, eine Maßregel, die daher nur Jenen glaublich erscheint, die sich aus der Erfahrung von ihrem wirklichen Bestehen überzeugt haben.

Denn da sie aus zwar sehr zierlichen, aber billigen thönernen und irdenen Gefäßen essen und trinken, so verfertigen sie aus Gold und Silber Nachtgeschirre und andere zu niedrigstem Gebrauche bestimmte Gefäße für die gemeinschaftlichen Hallen sowohl als für Privathäuser. Ueberdies werden Ketten und dicke

Fesseln für die Sklaven aus diesen Metallen gefertigt. Endlich werden allen Denen, die durch ein Verbrechen ehrlos geworden sind, goldene Ringe in die Ohren gehenkt, goldene Fingerringe angesteckt, eine goldene Kette um den Hals gethan und um den Kopf wird ihnen eine goldene Schnur gebunden.

So sorgen sie auf alle Weise dafür, daß Gold und Silber bei ihnen eine schimpfliche Rolle spielen, und so kommt es, daß diese Metalle, die sich andere Völker nur unter Schmerzen, als ob es ihre eigenen Eingeweide wären, entreissen lassen, für nichts geachtet werden und, wenn die Utopier einmal alles Gold und Silber, das im Lande ist, hergeben müßten, kein Einziger erachten würde, er habe deswegen auch nur ein As verloren.

Ueberdies sammeln sie Perlen am Meeresufer und Diamanten und Granaten in gewissen Felsen, ohne sie eigentlich zu suchen, aber die ihnen zufällig sich darbietenden schleifen sie. Damit schmücken sie ihre kleinen Kinder, die zwar in den ersten Jahren der Kindheit sich damit brüsten und sehr stolz darauf sind, im etwas vorgerückteren Alter jedoch sie freiwillig, ohne daß es einer Mahnung seitens der Eltern bedürfte, ablegen, so bald sie sehen, daß derlei Kindertand eben nur die Knaben benutzen, dessen sie sich alsbald von selbst schämen. Gerade so werfen unsere Knaben, sobald sie heranwachsen, ihre Nüsse,

Knöpfe und Puppen von sich.

Wie sehr aber diese von denen anderer Völker ganz und gar abweichenden Gebräuche und Einrichtungen auch ganz verschiedene Anschauungen und Gesinnungen erzeugt haben, ist mir nie so klar geworden, als im Falle der Anemolischen Gesandten.

Diese waren nach Amaurotum gekommen (zur Zeit, als ich mich gerade dort aufhielt), und weil es über wichtige Dinge zu verhandeln galt, so waren noch vor ihnen jene drei Bürger aus der Stadt dort zusammengekommen. Nun kannten aber die Gesandten aller benachbarten Völkerschaften, die einmal auf der Insel gelandet hatten, bereits die Sitten der Utopier, wußten, daß diese auf prunkvollen Staat und Aufputz nichts gaben, Seide verachtet werde, Gold aber gar in schimpflichem Verrufe sei, und waren daher stets in so bescheidenem Aufzuge als nur möglich in Utopien erschienen. Aber die Anemolier, deren Wohnsitze ziemlich weit abgelegen waren, und kaum Verkehr mit den Utopiern gehabt hatten, hatten vernommen, daß diese alle dieselbe grobe Tracht trügen, und der Meinung waren, sie hätten Mangel an dem, was sie nicht zur Schau trugen, beschlossen, mehr hoffärtig als weise, sich an Pracht wie die Götter herauszustaffiren und durch den Glanz ihres Ornats die Augen der armseligen Utopier zu blenden. So hielten denn die drei Gesandten ihren Einzug mit einem Gefolge von

hundert Personen, alle in bunten Farben, die meisten in Seide gekleidet, die Gesandten selbst aber, die in ihrem Lande Edelmannsrank hatten, in golddurchwirkten Gewändern, mit großen goldenen Ketten, mit goldenen Ohr- und Fingerringen, obendrein mit an den Hüften, die von Perlen und Edelsteinen funkelten, besetzten Kleinodien, kurz mit allen jenen Dingen geschmückt, die bei den Utopiern entweder von den Sklaven zur Strafe getragen werden müssen, oder schimpfliche Abzeichen der Ehrlosen, oder Knabenspielzeuge sind.

Es war wahrhaft der Mühe werth, zu sehen, wie sie den Kopf hoch trugen, als sie ihren festlichen Putz mit der Kleidung der Utopier verglichen (denn das Volk war in hellen Haufen auf alle Straßen geströmt).

Dagegen aber war es nicht minder lustig, zu beobachten, wie sehr die Gesandten ihre Erwartung getäuscht sahen und wie weit sie davon entfernt waren, der Hochschätzung theilhaft zu werden, die sie zu erzielen gehofft hatten.

Denn in den Augen aller Utopier, mit Ausnahme einiger Weniger, die aus irgend einem ernstesten Grunde bei fremden Völkerschaften gewesen waren, erschien all dieser glänzende Staat schandbar und sie grüßten gerade die Niedrigsten ehrerbietig, weil sie sie für das Ehrenpersonal hielten, die Gesandten selbst aber hielten sie deswegen, weil sie goldene Ketten trugen,

umgekehrt für Sklaven und ließen sie daher ohne alle Ehrenbezeugung vorüberziehen.

Und die Knaben hättest du sehen sollen, wie sie ihre Edelsteine und Perlen schleunigst fortwarfen, als sie sahen, daß solche an die Hüte der Gesandten angeheftet waren, und wie sie ihre Mütter zupften und stupften:

›Schau, Mutter, was für ein großer Schlingel da noch Perlen und Edelsteine trägt, als ob er noch ein kleiner Knirps wäre.‹

Aber die Mutter heißt ihn ganz ernsthaft schweigen und sagt: »Vielleicht ist das einer der Possenreißer der Gesandten.«

Und Andere sagten beim Anblicke der goldenen Ketten, daß sie ja nicht zu brauchen seien, weil sie viel zu zierlich wären, so daß sie der Sklave leicht zerbrechen könne, und andererseits hingen sie so schlaff herunter, daß derjenige, der sie um habe, sie abwerfen könne, sobald er wolle, und ungehindert entfliehen.

Als die Gesandten zwei Tage dagewesen waren, entdeckten sie eine große Menge Gold in ganz niedriger Verwendung und in nicht geringerer Unehre gehalten, als sie es hoch in Ehren hielten, und als sie nun gewahrten, daß ein einziger flüchtig gewordener Sklave an Ketten und Fesseln mehr Gold und Silber an sich trug, als sie alle drei zusammen, da zogen sie

bescheidenere Saiten auf, schämten sich des Pomps, womit sie sich so sehr gebläht hatten, und legten ihn beiseite, namentlich nachdem sie mit den Utopiern eine vertraulichere Unterredung angeknüpft und deren Anschauungen und Sitten kennen gelernt hatten.

Sie wundern sich gar sehr, wenn sich Jemand an dem zweifelhaften Glanze eines Edelsteinchens oder eines falschen Steines ergötzt, während er doch nur einen beliebigen Stern oder den Glanz der Sonne selbst als etwas viel Schöneres zu betrachten braucht, oder wie Jemand so unvernünftig sein könne, daß er sich selbst etwas Besseres dünkt, weil er einen Rock von feinerem Gewebe anhat, denn sei die Wolle auch noch so sein, so hat sie doch immer zuerst ein Schaf getragen, und dieses ist mittlerweile nichts Anderes geworden, sondern ist immer ein Schaf geblieben.

Ebenso wundern sie sich, wie das seiner Natur nach ganz unnütze Gold jetzt in der Werthschätzung aller Völker so hoch stehe, daß der Mensch selbst, durch den und dessen Gebrauch es erst jenen Werth erhalten hat, viel niedriger geschätzt wird. Und das geht so weit, daß irgend ein Dummkopf, der nicht mehr Verstand hat als ein Holzklotz, und ebenso schlecht als dumm ist, viel weise und brave Männer in seiner Dienstbarkeit hat, und das nur deswegen, weil er zufällig einen größeren Haufen gemünzten Goldes besitzt. Wenn dieses durch einen

Glücksumschwung oder einen Gesetzeskniff (der nicht minder als das Gesetz selbst das Unterste zu oberst kehren kann) von jenem Herrn und Besitzer auf den erbärmlichsten Taugenichts seines Hausgesindes übertragen würde, so würde der Herr alsbald in die Knechtschaft seines Dieners kommen, als ob er nur ein Anhängsel und eine Zugabe zum Gelde sei.

Noch viel mehr wundern sie sich über die Unvernunft Derjenigen, und lassen ihr die gebührende Verachtung angedeihen, die den Reichen, deren Schuldner sie weder, noch denen sie sonst irgendwie verpflichtet sind, fast göttliche Ehren erweisen, aus keinem anderen Grunde, als weil sie reich sind, und trotzdem, daß sie sie als so filzig und habsüchtig kennen, um zu wissen, daß ihnen bei Lebzeiten dieser Reichen nie auch nur ein einziger Denar von denselben zukommen wird.

Diese und ähnliche Ansichten haben sie theilweise aus ihrer Erziehung geschöpft, indem sie in einem Staate aufgezogen sind, dessen Einrichtungen von ähnlichen Thorheiten weit entfernt sind, theilweise aus der Litteratur und aus den Wissenschaften.

Denn wenn auch nur Wenige in jeder Stadt sind, die, von den anderen Arbeiten befreit, ausschließlich für die Wissenschaften bestimmt sind, diejenigen nämlich, bei denen von Kindheit auf eine ausgezeichnete Begabung, ein glänzender Verstand und ein

wissenschaftlich veranlagter Geist bemerkt worden ist, so wird doch allen Knaben eine wissenschaftliche Grundlage gegeben und der größere Theil des Volkes, sowohl Männer als Frauen, widmen ihr ganzes Leben lang alle arbeitsfreien Stunden, wie schon gesagt worden, den Wissenschaften.

Die einzelnen Wissenschaften, lernen sie in ihrer Sprache. Diese ist wortreich genug, dem Ohr von angenehmem Klang und zum klaren Ausdrucke der Gedanken vortrefflich geeignet. Sie ist über einen großen Theil jenes Erdkreises verbreitet, nur daß sie hier reiner, dort verderbter gesprochen wird.

Von allen den Philosophen, deren Namen in unseren bekannten Erdtheilen berühmt sind, hat sie vor unserer Ankunft nicht einmal ein ruhmvolles Gerücht erreicht gehabt, und doch haben sie in Musik, Dialektik, Arithmetik und Geometrie dieselben Erfindungen gemacht, wie wir in alten Zeiten.

Wenn sie aber den Alten fast in allen Dingen gleichkommen, so stehen sie in der Dialektik den Erfindungen der Neueren weit nach. Denn sie haben keine jener Regeln erfunden, die über Einschränkungen, Erweiterungen und Unterschiebungen in den Anfangsgründen der Logik höchst scharfsinnig ausgedacht worden sind und die schon unsere Knaben lernen.

Sodann waren sie weit davon entfernt, die zweiten

Begriffe aufgestellt zu haben, so daß sie nicht im Stande waren, den »Menschen im Allgemeinen«, wie es heißt, zu entdecken, der, wie bekannt, ein wahrer Riese, ja im Grunde größer als jeder Riese ist, auf den, als etwas ganz Bekanntes, wir nur so mit den Fingern zeigen.

Dagegen sind sie in der Lehre vom Lauf der Gestirne und von der Bewegung der Himmelskörper sehr bewandert. Scharfsinnig haben sie auch Instrumente mit verschiedenen Figuren ausgedacht, wodurch Bewegung und Stellung von Sonne, Mond und verschiedenen anderen Gestirnen, die innerhalb ihres Horizontes fallen, auf's allergegaueste dargestellt sind.

Aber von freundlicher und feindlicher Stellung der Wandelsterne (Planeten) und jenem ganzen Schwindel des Wahrsagens aus den Sternen lassen sie sich nichts träumen. Regen, Winde und die übrigen Wechselfälle der Witterung wissen sie durch gewisse Anzeichen lange vorherzusagen.

Ueber die Ursachen aller dieser Dinge, über die Bewegung und Salzigkeit des Meeres und endlich über Natur und Ursprung des Himmels und der Welt nehmen sie zum Theil dasselbe an wie unsere alten Philosophen, theilweise weichen sie, wie unsere Philosophen unter einander, von ihnen allen ab, wenn sie neue Erklärungsarten beibringen, aber unter sich selbst sind sie doch keineswegs einig.

In jenem Theil der Philosophie, welcher von der Tugend und den Sitten handelt, stimmen ihre Ansichten und Vernunftgründe mit den unseren überein. Streitig ist ihnen die Frage über die Güter der Seele und des Leibes und die Glücksgüter, ob allen diesen, oder nur den seelischen Gaben der Name »Gut« zukomme. Sie erörtern das Wesen der Jugend und des Vergnügens, aber die erste und Hauptfrage ist, worin, ob in einem Dinge oder in mehreren, die Glückseligkeit der Menschen bestehe.

In dieser Beziehung schlagen sie sich wohl allzu sehr auf Seiten derjenigen Partei, welche das menschliche Glück entweder überhaupt oder doch den wesentlichsten Theil desselben im Vergnügen sieht.

Und worüber Du Dich noch mehr wundern wirst - - die Bekräftigung dieser ihrer etwas epikuräischen, weichlichen Ansicht suchen sie in ihrer doch ernsten und strengen, beinahe düstern, überstrengen Religion!

Denn sie disputiren nie über die Glückseligkeit, ohne daß sie einige aus der Religion genommene Grundsätze mit der Philosophie, die sich der Gründe bedient, verbinden, denn die Vernunft an sich halten sie, ohne diese Grundsätze für unzureichend und zu blöde, das Wesen der wahren Glückseligkeit zu ergründen.

Diese Axiome sind folgende:

Die Seele ist unsterblich und durch Gottes

unendliche Güte zur Glückseligkeit geschaffen; unserer Tugenden und guten Thaten harren Belohnungen nach diesem Leben, der Missethaten aber Strafen.

Wenn diese Axiome auch der Religion angehören, so glauben die Utopier doch, daß die Vernunft allein dazu führe, sie zu glauben und zu billigen. Wenn aber diese Axiome aufgehoben würden, so nimmt kein Utopier den geringsten Anstand, zu erklären, daß wohl Niemand so dumm sei, das Vergnügen nicht um jeden Preis zu erstreben, und daß man sich nur in Acht nehmen müsse, daß ein geringeres Vergnügen nicht einem größeren hindernd im Wege stehe, oder daß man keinem Vergnügen nachhänge, welches den Schmerz im Gefolge hat. Denn den schwierigen und steilen Pfad der Tugend zu erklimmen, und nicht nur den Annehmlichkeiten des Lebens zu entsagen, sondern freiwillig Schmerzen auf sich zu nehmen, wovon man nicht den geringsten Vortheil zu erwarten hat (denn welches sollte der Vortheil sein, wenn nach dem Tode nichts zu erlangen ist und man sein Leben hiernieden in Mühsal und Elend zugebracht hat?) - das halten sie allerdings für den Gipfelpunkt der Thorheit.

Nun meinen sie freilich nicht, daß die Glückseligkeit in jeder Art von Vergnügen bestehe, sondern nur im ehrbaren. Zu diesem, als dem höchsten Gute, werde unsere Natur von der Tugend selbst gezogen, in

welche die entgegengesetzte Partei von Philosophen die Glückseligkeit verlegt.

Als Tugend definiren sie nämlich ein der Natur gemäßes Leben, dazu wären wir von Gott bestimmt. Derjenige folge dem Zuge der Natur, der in Demjenigen, was er begehrt und was er meidet, sich von der Vernunft leiten läßt. Die Vernunft entzünde ferner vor allen Dingen Liebe zur und anbetende Verehrung vor der göttlichen Majestät in den Herzen der Menschen, der wir alles verdanken, was wir sind, und alles Das, dessen wir an Glückseligkeit theilhaftig werden können; sodann ermahnt sie uns beständig und treibt uns dazu an, für's erste ein möglichst sorgenfreies und frohes Leben selbst zu führen und allen Mitmenschen, dem triebe der natürlichen Geselligkeit zufolge, zu gleichem Zwecke behilflich zu sein.

Denn es gibt wohl kaum einen so finstern und unbeugsam starren Anhänger der Tugend und Hasser des Vergnügens, der die auch noch so sehr harte Arbeit, Nachtwachen und schmutzige Kasteiung empföhle, das er dir nicht zugleich auch auftrüge, den Mangel und das Ungemach deiner Mitmenschen zu lindern, so viel das in Deiner Macht steht, sowie daß er eine solche Handlungsweise nicht für etwas im Namen der Menschheit zu Preisendes hielte, nämlich, daß der Mensch dem Menschen Gesundheit verschaffe und Trost spende, weil er es für die menschlichste

aller Tugenden ansieht, die Beschwerden Anderer so viel nur immer möglich zu erleichtern, den Kummer zu tilgen und das Leben der Freude, das heißt also dem Vergnügen wiederzugeben.

Warum sollte er, wozu die Natur ihn gegen Andere anspornt, nicht auch sich selbst vergönnen? Denn entweder ist ein angenehmes Leben, d.h. ein vergnügungsvolles ein moralisch schlechtes, und wenn es das ist, darfst du Keinem dazu verhelfen wollen, sondern man muß sogar soviel als möglich dafür sorgen, daß es, als etwas Schädliches und Verderbliches, den Leuten entzogen werde, oder es ist etwas Gutes und das darf man nicht nur Andern, sondern soll es ihnen sogar verschaffen - - warum also nicht auch in erster Linie sich selbst?

Es ist doch nicht gesagt, daß du dein eigenes Wohl weniger im Auge haben sollst, als das der Andern. Denn wenn die Natur selbst uns auch mahnt und drängt, gegen Andere gut zu sein, so befiehlt sie dir andererseits doch auch nicht, gegen dich selbst rauh und barbarisch streng zu verfahren.

Ein angenehmes, fröhliches Leben, d.h. also Vergnügen, hat uns, nach ihrer Behauptung, die Natur somit selbst, gleichsam als den Endzweck aller Handlungen, vorgezeichnet, und nach den Vorschriften der Natur leben, nennen sie Tugend. Wie aber die Natur alle Menschen zur gegenseitigen Unterstützung und

Hilfeleistung im Genusse eines heiteren Lebens einladet (und das thut sie sehr mit Recht, denn so hoch steht Keiner über dem allgemeinen Menschenloose, daß sie nur für ihn allein sorgte, sie, die Alle gleichmäßig wärmt und durch das gemeinsame Band derselben Gestalt umfaßt), so befiehlt sie dir doch nicht, deinen Vortheil und eigenen Nutzen in einer Weise zu suchen, daß du Andern Schaden und Ungemach bereitest.

Darum sind sie der Ansicht, daß man nicht nur die unter Privatpersonen eingegangenen Verträge, sondern auch die öffentlichen Staatsgesetze halten und beobachten müsse, die entweder ein guter Fürst gerechter Weise erlassen hat, oder die durch die allgemeine Beistimmung des Volkes sanktionirt worden, das weder durch Tyrannei unterdrückt, noch durch Hinterlist umgarnt wird, Gesetze, die die gleiche Theilung der Lebensgüter, also des Vergnügens, zum Zwecke haben.

Für dein Wohl sorgen, ohne die Gesetze zu verletzen, das ist Weisheit; überdies das allgemeine Wohl fördern, das ist fromme Menschenliebe; Andern jedoch ihr Vergnügen entreißen und dem eigenen fröhnen, das ist Unrecht; hingegen dir selbst etwas abzubrechen, um es den Andern zuzulegen, das heißt im Sinne der Humanität und edler Güte thätig sein, und beraubt dich nie so vielen Vortheils, als es dir

andererseits wieder einbringt.

Denn materiell wird es durch die Wiedervergeltung der Wolthaten aufgewogen und zugleich gewährt das wohltuende Bewußtsein der guten That und die Erinnerung an die dankbare Liebe Derer, denen du Wohlthaten erwiesen hast, ein so viel größeres seelischer Vergnügen, als das körperliche gewesen wäre, das du dir versagt hast.

Endlich (welche Ueberzeugung einem religiösen gläubigen Gemüthe leicht beizubringen ist) vergilt Gott ein gewährtes kurzes unbedeutendes Vergnügen mit überschwänglicher, unvergänglicher Freude.

Und so ist es denn ihre Meinung, wenn man der Sache gründlich nachdenkt, daß alle unsere Handlungen und damit die Tugenden selber, ausschließlich das Vergnügen und die Glückseligkeit zum Endziel haben.

Vergnügen nennen die Utopier jede Bewegung und jeden Zustand des Körpers und der Seele, wobei der Mensch ein natürliches Wohlbehagen empfindet. Nicht ohne Grund fügen sie hinzu, ein Wohlbehagen, wonach die Natur verlangt. Denn sowie nicht nur die Sinne etwas erstreben, sondern auch die normale Vernunft nach dem trachtet, was von Natur angenehm ist, wonach weder durch ein zu begehendes Unrecht gestrebt wird, noch wodurch etwas Angenehmeres verloren geht, worauf auch keine Mühe und Arbeit folgt,

so halten sie jene Dinge zur Erlangung der Glückseligkeit für unnütz, welche die Menschen gegen die Ordnung der Natur, einer eitlen Uebereinkunft zufolge, für höchst liebliche gelten lassen (als ob sie es in ihrer Macht hätten, nur so ohne Weiterers die Dinge dadurch, daß sie andere Worte dafür wählen zu etwas Anderem zu machen, als sie wirklich sind), ja sie halten sie sogar für schädlich, weil, wenn sie sich einmal in ihren Begriffen einwurzeln, für die wahren und unverfälscht natürlichen Ergötzungen kein Platz in der Seele übrig bleibt, dies vielmehr von einer falschen Vorstellung vom Wesen des Vergnügens voreingenommen wird.

Es gibt nämlich eine Menge von Dingen, die an und für sich durchaus nichts von Annehmlichkeit enthalten, wohl aber einen guten Theil von bitterem Beigeschmack, die aber vermöge der grundverkehrten Lockungen schmähhlicher Begierden nicht nur gerade für die höchsten ergötzenden Genüsse gehalten, sondern auch zu den wichtigsten Angelegenheiten des Lebens gezählt werden.

In die Reihe der von solchen falschen Vergnügen Eingenommenen stellen sie Diejenigen, deren ich früher Erwähnung gethan habe, die sich nämlich selbst für um so besser halten, je besser der Rock ist den sie tragen. Da befinden sie sich nämlich in einem doppelten Irrthum, denn sie täuschen sich, wenn sie

ihren Rock für besser halten, wie sie sich nicht minder täuschen, wenn sie deswegen sich selbst für etwas Besseres halten. Denn was der Vorzug einer Wolle von feinerem Gewebe vor einer mit gröberer Textur, sofern es sich um den praktischen Gebrauch des Kleides handelt?

Denn als ob sie sich von Natur und nicht durch ihren falschen Wahn vor Anderen hervorthäten, tragen sie das Haupt gar hoch und glauben, daß ihr eigener innerer Werth durch bessere Kleid erhöht werde, und verlangen Ehrenbezeugungen als von Rechtswegen ihnen zukommend, sobald sie mit einem eleganten Kleide angethan sind, die sie, geringer gekleidet, für sich zu hoffen nicht gewagt hätten, und sie nehmen es gar übel, wenn sie trotz ihrer stattlichen Kleidung nicht weiters groß beachtet werden.

Ist es denn nicht die richtige Thorheit, aus eitlen und nichts nützenden Ehrenbezeugungen sich so viel zu machen? Was für ein natürliches und echtes, wahres Vergnügen bringt es denn ein, den Scheitel eines Andern entblößt, oder dessen Kniee gebeugt zu sehn? Wird dadurch ein Schmerz, den du in deinen Knieen hast, geheilt? Und wenn du phantasirst, wird es wohl in deinem Kopfe klar, wenn ein Anderer seinen Hut vor dir zieht?

Mit diesem Scheinbild eines gefälschten Vergnügens gebär den sich wie unsinnig Diejenigen, welche

sich mit ihrem Adel schmeicheln, und eine wunderbare Meinung von sich selbst haben, weil sie zufällig von Vorfahren abstammen, deren lange Reihe für reich, insbesondere in Grundstücken und Landgütern gilt, denn im Reichthum besteht heutzutage der Adel. Sie würden sich aber um kein Haar weniger adelig dünken, wenn ihnen die Vorfahren nichts hinterlassen hätten, oder sie selbst Alles durchgebracht hätten.

Zu diesen Thoren rechnen sie auch Diejenigen, welche in Edelsteine und Gemmen (wie schon gesagt) vernarrt sind; sie kommen sich vor, als ob sie geradezu zu Göttern erhoben worden wären, wenn sie einmal eines vorzüglichen Exemplars habhaft werten, besonders von jener Gattung, die zu ihrer Zeit sehr hoch geschätzt wird.

Denn jeder stehen dieselben Steine bei Allen in gleich hohem Werthe, noch dieselben Arten zu jeder Zeit. Man kauft sie nicht anders als nackt, d.h. ohne Goldfassung, und selbst dann nicht einmal noch, wenn der Verkäufer nicht zuvor einen Eid geschworen und Bürgschaft gestellt hat, daß es ein echter Edel- oder Halbedelstein sei; so vorsichtig gehen sie zu Werke, daß ihre Augen nicht durch einen falschen Stein an Stelle eines echten getäuscht werden.

Aber wenn du ihn zur Augenweide haben willst, warum sollte dir ein unechter weniger Ergötzen gewähren, den dein Auge nicht von einem echten zu

unterscheiden vermag? Beide sollten dir gleichviel werth sein, gerade so, wie einem Blinden auch.

Und werden Diejenigen, die überflüssige Reichthümer aufbewahren, nicht, um von ihrem aufgehäuften Gelde Gebrauch zu machen, sondern blos, um sich an dem Anblicke desselben zu weiden, nicht vielmehr von einem Scheinvergnügen betrogen, als daß sie ein wirkliches genössen? Oder Diejenigen, welche, dem entgegengesetzten Laster huldigend, ihr Gold, von welchem sie nie Gebrauch machen, das sie vielmehr in ihrem ganzen Leben nicht wieder sehen werden, vergraben, und, aus Furcht, daß sie darum kommen könnten, es wirklich verlieren? Denn was heißt es anders, als es diesem eigenen Gebrauche und vielleicht dem der Menschen überhaupt entziehen, wenn sie das Geld unter der Erde verbergen? Und dennoch freust du dich ungemein, wenn du nur deinen Schatz verbor-gen hast, als ob er dir jetzt keinerlei Sorgen mehr machte!

Wenn nun diesen Schatz Einer gestohlen hätte, und du müßtest nichts von diesem Diebstahl und stürbest zehn Jahre später, nachdem dir das Geld gestohlen worden, so frage ich, was es dir für einen Unterschied ausmacht, ob dir das Geld gestohlen worden, oder ob es während dieser Zeit in Sicherheit gewesen sei? In beiden Fällen ist der Nutzen des Schatzes für dich derselbe.

Zu diesen so läppischen Ergötzungen rechnen die Utopier auch die Beschäftigungen der Würfelspieler (deren Thorheit sie nur vom Hörensagen, nicht aus der selbsterlebten Praxis kennen), außerdem der Jäger und Vogelsteller.

Denn was für ein Vergnügen (so sagen sie) soll dabei sein, die Würfel aus ein Brett zu werfen, was so oft wiederholt wird, daß, wenn ja ein gewisses Vergnügen damit verbunden wäre, aus dieser zahllosen Wiederholung vielmehr Ueberdruß entstehen müßte?

Und was hat es Liebliches und erweckt nicht vielmehr Widerwillen und Mißfallen, die Hunde bellen und heulen zu hören? Oder ist die Empfindung ergötzlicher, die man hat, wenn ein Hund einen Hasen, als wenn ein Hund einen Hund verfolgt? Um eine und dieselbe Sache handelt sich's nämlich in beiden Fällen; denn wenn das Nennen das Vergnügen bildet - - gerannt wird auf die eine und auf die andere Weise.

Und wenn dich die Erwartung auf das Zerreißen der Thiere vor deinen Augen fesselt, so sollte ja eher Mitleid dein Herz bewegen, ein Häslein von einem Hunde, das Schwache Thier von dem stärkeren, das furchtsame und die Flucht ergreifende von dem wilden, das harmlose endlich von dem grausamen zerrissen zu sehen.

Deswegen haben die Utopier die gesammte Ausübung der Jagd, als eine freier Männer unwürdige

Sache, auf die Metzger beschränkt (welchem Gewerbe, wie bereits oben gesagt, sie sich Sklaven unterziehen lassen), denn sie halten die Jagd für die niedrigste Thätigkeit des Schlächterhandwerks, dessen übrige Verrichtungen sie für nützlicher und anständiger halten, weil sie die Thiere aus Nothwendigkeitsrücksichten vom Leben zum Tode bringen, während dem Jäger Mord und Niedermetzlung der armen Thiere rein nur zum Vergnügen dienen soll. Dieses lechzende Verlangen nach Blut und Mord wohne entweder von Natur den wilden Thieren ein, oder entspringe in grausamen menschlichen Seelen, oder arte zuletzt, durch beharrliche Ausübung eines so blutigen Vergnügens, in Grausamkeit aus.

Dieses und dergleichen (denn es gibt unzählige Vergnügungen ähnlicher Art), obwohl sie das genuine Volk für wirkliche Vergnügen der Menschen hält, erklären die Utopier rundweg, habe mit dem wahren, echten Vergnügen nichts gemein, da alledem nichts natürlich Angenehmes innewohnt.

Denn, wenn solche falsche Vergnügungen auch die Sinne mit angenehmen Empfindungen erfüllen (was die Wirkung des Vergnügens zu sein scheint), so gehen sie deswegen doch keineswegs von ihrer Meinung ab, weil nicht die Natur der betreffenden den Sache, sondern nur die verkehrte Gewohnheit der Menschen die Ursache davon ist, das sie

unangenehme Dinge für angenehme hinnehmen.

Nichts Anderes ist es wenn schwangeren Frauen ihrem verdorbenen, krankhaften Geschmacke zufolge Pech und Talg lieblicher und süßer als Honig dünken. Aber deswegen wird doch das entweder durch Krankheit oder Gewohnheit verderbte Urtheil die Natur nicht ändern, weder die Natur des Vergnügens, noch die anderer Dinge.

Die Utopier unterscheiden mehrere Arten wahren Vergnügens, und zwar sowohl körperlicher als geistiger Natur. Letzterer Art ist der Verstand und jenes traute Wohlbehagen, welches die Betrachtung der Wahrheit erzeugt. Daran reiht sich die süße Erinnerung an ein musterhaft geführtes Leben und die gewisse Hoffnung auf eine glückliche Zukunft.

Die Vergnügen des Körpers theilen sie in zweierlei Arten, deren erstere darin besteht, daß die Sinne mit merkbarem Wohlgefühl durchdrungen werden, was durch Erfrischung jener Organe geschieht, welche durch die innewohnende natürliche Wärme erschöpft worden sind. Sie werden durch Speise und Trank wider hergestellt, andererseits werden die überflüssigen Stoffe im Leibe entleert, deren Entfernung von Erleichterung begleitet ist. Dieses Gefühl wird hervorgerufen durch Verrichtung unserer Nothdurft mittels Entleerung der Eingeweide, oder durch den Akt der Kinderzeugung oder durch Reiben oder Kratzen

einer Stelle, die juckt.

Manchmal entsteht ein Vergnügen, ohne daß etwas dargeboten wird, was den Körpergliedern ein angenehmes Verlangen stillt, noch etwas entfernt, was dem Körper leidendes Unbehagen verursacht, das aber unsere Sinne doch mit einer gewissen geheimen Kraft kitzelt und mit einer herrlichen Bewegung durchs bebt und ganz und gar an sich zieht, wie es z.B. aus der Musik entsteht.

Die zweite Art des körperlichen Vergnügens, behaupten sie, besteht in einem ruhigen, gleichmäßigen Zustande des Körpers, das ist, in der von keines Uebel unterbrochenen Gesundheit jedes Menschen. Diese nämlich ist, wenn sie von keinerlei sie beeinträchtigendem Schmerz angefochten wird, an sich etwas Erquickendes, wenn auch kein von außen kommendes Vergnügen auf den Körper einwirkt und ihn in Bewegung setzt. Denn obwohl sie sich den Sinnen weniger bemerkbar aufdrängt, als die Lustbegierde nach Essen und Trinken, erklären sie Viele nichtsdestoweniger für die höchste Lust und fast alle Utopier gestehen unumwunden, daß sie ein großes Vergnügen und die Grundlage aller andern Vergnügens ist, insofern diese erst auf ihrer Basis entstehen können, als durch welche allein das Leben einen wünschenswerten und ruhig-gefälligen Verlauf nehme; sei sie verschwunden, so könne kein Vergnügen irgendwelcher

Art mehr statthaben. Denn nicht gesund sein, wenn man auch keine Schmerzen habe, das nennen sie nicht reines, erquickendes Vergnügen, sondern bloß stumpfe Unempfindlichkeit.

Haben sie doch auch längst unter sich den Ausspruch Derjenigen verworfen, die da meinten, die beständige und ruhige Gesundheit (denn auch diese Frage ist bei ihnen sorgfältig erörtert worden) sei nicht für ein Vergnügen zu halten, weil sie behaupteten, es könne ein solches nicht geben, ohne daß es durch eine von außen kommende Bewegung empfunden werde.

Heutzutage aber sind sie wohl so ziemlich Alle darüber einig daß die Gesundheit ein Vergnügen ersten Ranges sei. Denn, sagen sie, indem die Krankheit den Schmerz einschließt der der unversöhnliche Feind des Vergnügens ist, gleich wie das die Krankheit heil für die Gesundheit ist, warum soll dann nicht auch ein Vergnügen in der stetigen, gleichmäßigen Ruhe der Gesundheit liegen?

Es sei in dieser Beziehung völlig gleichgültig, ob der Schmerz die Krankheit sei, oder ob der Schmerz nur der Krankheit innewohne. Denn das laufe der Sache nach doch immer auf das selbe hinaus. Denn wenn die Gesundheit entweder das Vergnügen selbst ist, oder nothwendigerweise das Vergnügen im Gefolge hat, gradeso wie die Wärme durch Feuer erzeugt

wird, so muß in beiden Fällen die Wirkung hervorgebracht werden, daß Denjenigen, die im Besitze einer unerschütterten Gesundheit sind, das Vergnügen nicht fehlen kann.

Wenn wir sodann essen, sagen sie, kämpft da die Gesundheit, die abzunehmen begonnen hatte, nicht mit Hilfe der Speise gegen den Hunger, und während sie allmählich wieder zunimmt kommt der Mensch wieder zu seinen gewohnten Kräften und, in dem wir so erquickt werden, tritt auch das Vergnügen ein. Und nun sollte die Gesundheit, welche, als sie zu kämpfen hatte, frohen Muthes war, nicht sich erst freuen, wenn sie den Sieg erringt? Warum sollte sie, nachdem sie ihre frühere Stärke glücklich wieder erlangt, nach der allein sie doch im Kampfe gestrebt hat, fortan stumpf werden und, was ihr gut thut, weder erkennen, noch mit liebender Sorgfalt pflegen?

Denn daß man die Gesundheit nicht als etwas Positives empfinde, das leugnen sie als etwas ganz und gar Falsches. Wer empfindet denn im wachen Zustande nicht, daß er gesund ist, außer Derjenige, der es eben nicht ist? Gänzliche Unempfindlichkeit oder Schlafsucht mußte Denjenigen befallen haben, der sich nicht selbst zu gestehen im Stande wäre, daß die Gesundheit etwas Angenehmes und Ergötzliches sei. Aber was ist Ergötzung Anderes, als ein anderes Wort für Vergnügen?

Sie pflegen daher in erster Linie die geistigen Vergnügungen, die ihnen für die vornehmsten und bedeutendsten gelten, die, wie sie dafür halten, in ganz überwiegendem Maße aus der Uebung der Tugend und aus dem guten Gewissen eines wohl zugebrachten Lebens entspringen.

Von den Vergnügen, die die körperliche Seite des Daseins gewährt erkennen sie der Gesundheit den Preis zu. Denn die Annehmlichkeit des Essens und Trinkens und was immer eine Ergötzlichkeit ähnlicher Art ist, das ist Alles nur der Gesundheit wegen anzustreben - haben sie als ein Axiom aufgestellt. Das sei Alles nichts an sich Angenehmes, sondern nur insofern, als es der sich einschleichenden Krankheit Widerstand leistet.

Wie darum ein weiser Mann es als seine Aufgabe erachte, vielmehr den Krankheiten vorzubeugen, als nach Arzeneien zu verlangen, und die Schmerzen von vornherein abzuwenden, als Linderungsmittel dagegen zu suchen, so wäre es auch vorzuzeigen, dieser Art von Vergnügen nicht zu bedürfen, als vom entgegen gesetzten Schmerz dadurch geheilt werden zu müssen. Wenn jemand glauben sollte, daß ihn derlei Vergnügungen glücklich machen, so müßte er nothwendigerweise dann am allerglücklichsten werden wenn er ein Leben führte, das unter beständigem Hunger, Durst, Jucken, Essen, Trinken, Kratzen und

Reiben verbracht wird.

Der sieht aber nicht, daß ein solches Leben ein ebenso unfläthiges wie elendes ist? Diese Art von Vergnügen sind die niedrigsten, die am wenigsten reinen. Denn sie stellen sich nie ein, ohne die gerade entgegengesetzten Schmerzen. So ist mit der Eßluft der Hunger verbunden und zwar in einem keineswegs gleichen Verhältnisse denn je heftiger der Schmerz, desto länger dauert er. Denn er beginnt vor dem Vergnügen und endet nicht früher, als bis das Vergnügen zugleich mit ihm erlischt.

Aus diesen Gründen halten sie von Vergnügen dieser Art nicht viel, außer da, wo dieselben durch die Nothdurft erfordert sind.

Indessen sie erfreuen sie auch ihrer und erkennen dankbar die Güte der Mutter Natur an, die ihre Kinder mit lieblich schmeichelnden Empfindungen zu dem anlockt, was sich als eine unausweichliche Nothwendigkeit darstellt und darum gethan werden muß. Wie viel größer wäre die Widerwärtigkeit, unter der wir zu leben hätten wenn wir, wie die andern Krankheiten, die uns zwar seltener anfechten, auch diese tägliche des Hungers und des Durstes durch Gifte und bittere Arzneien zu vertreiben hätten?

Die Gestalt, die Körperkräfte und die Gelenkigkeit pflegen sie gern als die eigentlichen und angenehmen Geschenke der Natur. Aber die Arten Vergnügen, die

durch Ohren, Augen und Nase aufgenommen werden, die die Natur als dem Menschen eigentümliche, speziell ihm zukommende, bestimmt hat (denn keine andere Gattung von Lebewesen faßt Bau und Schönheit der Welt mit dem Blicke auf, es gibt keine Feinheit der Düfte für sie, sie bedienen sich des Geruchsinnes nur zur Unterscheidung der Nahrungsmittel, auch empfinden sie nicht den harmonischen und dissonierenden Abstand der Töne) - - diese Arten des Vergnügens sage ich, lassen sie als angenehme Würze des Lebens gelten.

Bei allen diesen Vergnügen aber befolgen sie die Richtschnur, daß ein geringeres nicht ein größerer hindere noch daß ein Vergnügen Schmerz erzeuge, was nothwendigerweise nach ihrer Meinung erfolgen müßte, wenn das Vergnügen ein unziemliches sei.

Aber die Schönheit der Leibesgestalt verachten, die Körperkräfte schwächen, die Gelenkigkeit in Trägheit verkehren, den Leib durch Fasten und Kasteiungen erschöpfen, die Gesundheit schädigen und alle uns von der Natur erlaubten Annehmlichkeiten zurückweisen, halten sie für das Allerwahnwitzigste, sofern Einer diese Lebensbequemlichkeiten nicht vernachlässigt, weil er mit Feuereiser für das Wohl seiner Nebenmenschen oder für das allgemeine Beste thätig ist, wofür er von Gott als Lohn für seine Mühewaltung ein Vergnügen höherer Art erwartet, - sondern bloß

um eines nichtigen Schattens der Tugend willen sich selbst Trübsal zufügen, ohne daß Jemand einen Vortheil davon hat, oder damit man Ungemach leichter ertragen könne, das uns vielleicht niemals heimsucht, das sehen sie für das Merkmal eines gegen sich selbst grausamen und gegen die Natur höchst undankbaren Gemüthes an, das, weil es verschmäht, ihr so viel zu verdanken, allen ihren Wohlthaten entsagt.

So lautet das Urtheil der Utopier über die Tugend und das Vergnügen, und sie glauben, daß, wofern nicht eine direkt vom Himmel geoffenbarte Religion etwas Erhabeneres dem Menschengeniste einflößt, die menschliche Vernunft keine wahrere erfinden könne.

Ob sie darin richtig oder falsch berathen sind, das zu erörtern gebricht es uns hier an Zeit und es ist auch nicht nöthig, denn wir haben ihre Einrichtungen aufzuzählen unternommen, nicht dieselben zu vertheidigen. Ich bin aber fest überzeugt, wie sich das auch immer verhalte, daß nirgends ein vorzüglicheres Volk, noch ein glücklicherer Staat zu finden sei.

Dem Körper nach sind sie flink, gewandt, ausdauernd, und leisten an Körperkraft mehr, als ihre Statur verspricht, obwohl diese durchaus nicht klein ist.

Obwohl der Boden nicht überall der fruchtbarste, das Klima nicht besonders gesund ist, schützen sie sich doch durch Mäßigkeit der Lebensweise so gegen die Luft, melioriren das Erdreich so durch fleißige

Bestellung, daß bei keinem Volke die Produktion von Getreide und Vieh eine üppigere ist, daß das physische Leben nirgends langlebiger und weniger Krankheiten unterworfen ist.

Nicht allein, was gewöhnlich die ackerbauende Bevölkerung thut, kannst du da mit gewissenhaftem Fleiße betrieben sehen, daß nämlich einem von Natur geringwerthigeren Boden durch Kunstmittel und fleißige Arbeit nachgeholfen wird, sondern ganze Wälder werden von den Händen des Volks ausgerodet und anderswo angepflanzt, wobei nicht die Fruchtbarkeit, sondern Rücksichten des Transports maßgebend sind, damit das Holz dem Meere oder den Flüssen oder den Städten selbst desto näher wäre, denn Getreide wird mit geringerer Mühe als Holz auf dem Landwege weite strecken verfahren.

Ein leutseliges, lustiges, kluges, behäbige Muße liebendes Volk, das aber doch auch körperliche Arbeit (da es daran gewöhnt ist,) ganz geduldig auf sich nimmt. Sonst reißt es sich nicht gerade besonders darum, aber in geistigen Studien ist es unermüdlich.

Als sie von mir Einiges über die Litteratur und Wissenschaft der Griechen gehört hatten (denn von der lateinischen Litteratur würden sie, dachte ich, außer den Geschichtschreibern und Dichtern wenig gutheißen), da war es wirklich merkwürdig zu sehen, mit welchem Eifer sie bestrebt waren, zum

Verständniß der griechischen Autoren zu gelangen, indem mir ihnen dieselben erklärten.

Wir singen also zu lesen an, anfangs mehr nur, damit es nicht den Anschein habe, daß wir die Bitte abschlagen wollten, als daß wir praktischen Nutzen davon erhofft hätten.

Als wir aber allmählich ein wenig darin fortschritten, da bewirkte ihr Fleiß, daß wir bald erkannten, unsere Bemühung würde nicht umsonst aufgewendet werden. Sie begannen die Gestalt der Buchstaben so leicht nachzuahmen, die Wörter so treffend auszusprechen und sich so schnell ins Gedächtniß zu prägen und den Text mit solcher Treue zu übersetzen, daß es uns schier ein Wunder hätte dünken müssen, wenn nicht die Meisten darunter, nicht nur von freiwilligem Lerneifer entbrannt, sondern auf Befehl des Senats dieses Studium unternommen hätten und sie nicht auserlesene Köpfe aus der Zahl der Gelehrten und von reifem Alter gewesen wären. Daher dauerte es keine drei Jahre, daß sie die guten Autoren in griechischer Sprache ohne Anstoß lesen konnten, wofern im Bücherdruck keine Fehler waren.

Sie eigneten sich aber diese Kenntnisse, wie ich vermuthe, deswegen um so leichter an, als sie ihnen nicht ganz fremde waren, sondern eine gewisse Verwandtschaft vorliegt. Ich nehme nämlich an, daß der Ursprung dieses Volkes von den Griechen hergeleitet

werden könne, weil seine Sprache, die im Uebrigen ziemlich der persischen ähnlich ist, gewisse Spuren griechischer Sprache in den Städtenamen, sowie in den Benennungen ihrer Obrigkeiten aufweist.

Sie besitzen von meiner Hand die meisten Werke Platos, mehrere von Aristoteles, dann Theophrast über die Pflanzen, aber an vielen Stellen unvollständig, was ich sehr bedauere. (Denn als ich beschlossen hatte, meine vierte Seereise anzutreten, packte ich an Stelle der Waaren ein ziemlich großes Bücherbündel in das Schiff, da ich viel eher entschlossen war, gar nicht mehr, als nach kurzer Zeit zurückzukehren.)

Ich hatte während der Fahrt auf das Buch nicht weiter geachtet, da gerieth eine Meerkatze darüber, die mutwillig und spielerisch einige Seiten herausgerissen und zersetzt hatte.

Von Grammatikern besitzen sie nur den Laskaris, denn den Theodorus hatte ich nicht mitgenommen, und auch kein anderes Wörterbuch als den Hesychios und Dioskorides. Die Bücher des Plutarch schätzen sie sehr hoch und auch von Lucians Schwänken und anmuthiger Darstellung sind sie ganz eingenommen. Von den Dichtern besitzen sie den Aristophanes, Homer, Euripides und den Sophokles in des Aldus kleinen Typen. Von den Geschichtschreibern Thukydides und Herodot, sowie den Herodianus.

Auch mein Reisegefährte Tricius Apinatus führte

einige kleine Werke des Hippokrates mit sich, sowie Galens Mikrotechne, Bücher, die sie gar hoch halten. Denn, wenn die Medicin ihnen fast von allen Völkern am wenigsten Noth thut, so steht sie doch nirgends höher in Ehren, denn sie rechnen ihre Kenntniß zu den schönsten und nützlichsten Theilen der Philosophie, durch deren Hilfe sie die Geheimnisse der Natur erforschen, woraus sie nicht nur ein wunderbares Vergnügen sich selbst verschaffen, sondern auch das höchste Wohlgefallen des Weltenschöpfers und Werkmeisters der Natur sich zu erwerben glauben.

Sie sind der Meinung, dieser habe nach Art anderer Handwerksmeister den Mechanismus dieser Welt für den Menschen (den er allein zu solcher Betrachtung fähig geschaffen hat) zur Beschauung hingestellt und habe Denjenigen lieber, der ein wißbegieriger und eifriger Betrachter und Bewunderer seines Werkes sei, als Denjenigen, der wie ein vernunftloses Thier einen so großartigen und wunderbaren Anblick in geistiger Stumpfheit und unbewegten Busens gar nicht beachtet.

Daher sind die beständig in den Wissenschaften geübten Geister der Utopier ganz vortrefflich geeignet, Fertigkeiten und Künste zu erfinden, die zur behaglichen Gestaltung des Lebens beitragen. Zwei davon aber verdanken sie gleichwohl uns, nämlich den Buchdruck und die Papierfabrikation, aber

keineswegs ganz und gar nur uns allein, sondern zum guten Theile auch sich selbst, d.h. ihrer eigenen Begaubung. Denn als wir ihnen die Drucke des Aldus in Büchern von Papier zeigten, und mit ihnen von den Stoffen sprachen, woraus Papier verfertigt wird, sowie von der Möglichkeit mit Buchstaben zu drucken, und ihnen davon mehr nur einige Andeutungen gaben (denn keiner der Unsrigen war in den beiden Künsten wohlbewandert), so erriethen sie alsbald mit großem Scharfsinn durch Kombiniren das Uebrige, und wenn sie früher bloß auf Fellen, Rinden und aus dem Schafte der Papyrusstaude hergestellten Blättern schrieben, so machten sie jetzt sofort Besuche, Papier zu verfertigen und mit Lettern zu drucken, und als sie damit Anfangs nicht zum Besten zu Stande kamen, stellten sie fortgesetzt neue Versuche an und hatten in beiden Beziehungen bald guten Erfolg, ja brachten es darin so weit, daß, wenn nur die erforderlichen Exemplare griechischer Autoren vorhanden gewesen wären, sie an gedruckten Bänden keinen Mangel hätten. Nun haben sie aber an gedruckten Büchern nicht mehr, als ich oben schon erwähnt habe, diese aber haben sie bereits in Tausenden von Exemplaren vervielfältigt.

Wer immer als schaulustiger Reisender nach der Insel kommt und sich durch irgend eine Geistesgabe auszeichnet, oder wem die Erfahrung ausgedehnter

Reisen mit einer ausgebreiteten Länderkenntniß zur Seite steht (auf Grund dessen war ihnen unsere Landung willkommen), wird aufs Bereitwilligste aufgenommen. Denn sie hören gar gerne, was dort und da in der Welt vorgeht.

Um Handel zu treiben, schiffen sich dort freilich nicht viele Fremde aus. Denn was sollen sie dort zu Lande importiren, wenn nicht etwa Eisen, Gold und Silber, was aber Jeder nur wieder mit sich fort nehmen müßte?

Was den Ausfuhrhandel aber mit Produkten, die die Utopier zu exportiren haben, anbelangt, so nehmen sie diesen wohlbedachter Weise lieber selbst in die Hand, als daß sie die Fremden danach kommen lassen, erstens um die auswärtigen Völker ringsum kennen zu lernen, und sodann, um als seefahrende Nation sich auf der Höhe zu halten.

Von den Sklaven.

Zu Sklaven machen sie nicht die Kriegsgefangenen, es sei denn diejenigen, die es in einem Kriege geworden sind, den sie selbst geführt haben, auch die Söhne der Sklaven werden es nicht, noch überhaupt Jemand, der als Sklave bei fremden Völkern gekauft werden kann, sondern entweder Solche, die bei ihnen selbst

wegen einer Missethat in Sklaverei verfallen sind, oder Solche (und das ist der bei weitem häufigere Fall), die in auswärtigen Städten ein Verbrechen begangen haben, woraus bei jenem Volke die Todesstrafe steht. Solche holen sie sich zahlreich, und diese sind manchmal um billigen Preis zu haben, häufiger noch erhalten sie sie unentgeltlich.

Diese Art von Sklaven werden nicht nur in beständiger Arbeit, sondern auch in Fesseln gehalten, ihre Landsleute unter diesen aber behandeln sie härter, weil sie sie für viel verkommener und daher einer exemplarischen Strafe für würdig halten, indem sie, die eine so vorzügliche Erziehung und Anleitung zur Tugend erhalten, sich lasterhaften Thuns zu enthalten doch nicht vermocht hätten.

Eine andere Art Sklaven sind diejenigen, welche als arme, sich plackende Angehörige eines fremden Volkes es freiwillig auf sich nehmen, bei den Utopiern zu dienen. Diese werden anständig behandelt, nur daß ihnen etwas mehr Arbeit, da sie ja daran gewöhnt sind, auferlegt wird; in der That werden sie kaum weniger human als wie die ebenen Bürger gehalten; will Einer von dannen ziehen (was nicht häufig der Fall ist) so lassen ihn die Utopier gehen und halten ihn keineswegs wider seinen Willen zurück, wie sie ihn auch nicht mit leeren Händen scheiden lassen.

Die Kranken pflegen sie, wie ich schon gesagt

habe, mit großer Hingebung und sie unterlassen nichts, wodurch sie ihnen wieder zur Gesundheit verhelfen können, sei's durch Arzneigebrauch, sei's durch Befolgung einer zweckmäßigen Diät.

Die an unheilbaren Krankheiten Daniederliegenden werden auf alle Weise getröstet: man wartet sie fleißig, spricht viel mit ihnen und läßt ihnen alle möglichen Linderungsmittel angedeihen.

Wenn aber die Krankheit nicht nur unheilbar ist, sondern auch Schmerzen und Pein ohne Ende verursacht, dann ergeht von den Priestern und den obrigkeitlichen Personen die Mahnung an den Betreffenden: da er allen Obliegenheiten des Lebens nicht mehr gewachsen sei, da er den Andern nur zur Last falle, sich selbst unerträglich sei und seinen eigenen Tod überlebe, so möge er sich entschließen, der verpestenden Krankheit und Seuche nicht länger ein nährender Herd zu sein, und, da ihm das Leben doch nur eine einzige Qual sei, nicht zaudern, getrost zu sterben, sondern vielmehr, froher Hoffnung voll, sich entweder selbst einem so bitterschmerzlichen Leben wie einem Kerker oder einer Folter entziehen, oder willig gestatten, daß ihn Andere davon befreien. Daran werde er weise handeln, da er ja durch seinen Tod um keine Wonnen des Lebens komme, sondern nur seinem Jammer entgehe; und wenn er so den Rath der Priester und der Ausleger des Willens Gottes befolge, so

begehe er ein frommes, Gott wohlgefälliges Werk.

Diejenigen, die sich solchergestalt haben überreden lassen, enden ihr Leben entweder freiwillig durch Nahrungsenthaltung oder erhalten ein Schlafmittel und finden im bewußtlosen Zustande ihre Erlösung.

Gegen seinen Willen wird keinem das Leben entzogen, aber man erweist ihm darum um nichts weniger Liebesdienste; nur wird Denjenigen, die in der so erlangten Ueberzeugung sterben, dieses als besonders ehrenvoll angerechnet.

Wenn sich dagegen Einer aus einem von den Priestern und vom Senate nicht gebilligten Gründe das Leben nimmt, so wird er weder eines Begräbnisses, noch der Feuerbestattung gewürdigt, sondern sein Leichnam wird irgendwo in einen Sumpf geworfen und schimpflich unbegraben gelassen.

Das Weib heirathet nicht vor dem achtzehnten Jahre; der Mann nicht, bevor er noch vier Jahre älter geworden. Wird ein Weib vor ihrer Verheirathung verbotenen Umgangs überführt, So wird das sowohl an ihr, als am Manne schwer geahndet. Beiden Theilen wird die Ehe verboten, wofern nicht die Verzeihung des Fürsten das Vergehen sühnt: aber auch der Familienvater oder die Mutter, in deren Hause dieses begangen worden, unterliegen der Entehrung, weil sie die ihrem Schutze Befohlenen schlecht behütet haben.

Die Utopier bestrafen dieses Vergehen deswegen

so streng, weil sie voraussehen, daß es sonst kommen werde, daß nur Wenige in ehelicher Liebe sich vereinigen würden, worin ein Jeder ein ganzes Leben mit *einer* Person verbleiben und obendrein alle Unannehmlichkeiten geduldig ertragen muß, die der Ehestand mit sich bringt, wenn die Leute sich dem zügellosen Konkubinate hingeben dürften.

Bei der Wahl des Ehegatten beobachten sie einen nach unserem Dafürhalten höchst albernem und besonders lächerlichen Gebrauch in vollem Ernste und mit aller Strenge.

Eine gesetzte und ehrbare Matrone zeigt die zu Verheirathende, sei diese nun Jungfrau oder Wittwe, völlig nackt dem sich um sie Bewerbenden und ein ehrenwerther Mann zeigt umgekehrt den völlig nackten Werber dem Mädchen.

Während wir aber diese Sitte als eine unschickliche verlachten und mißbilligten, wundern sich die Utopier hingegen über die hervorragende Thorheit aller übrigen Völker, die, wenn sie ein erbärmlicher Pferd erstehen wollen, wo es sich nur um wenige Geldstücke handelt, so ungemein vorsichtig sind, daß sie sich weigern, es zu kaufen, obwohl das Thier von Natur fast nackt ist, wenn nicht auch noch der Sattel abgehoben wird und die Pferdedecken und Schabracken entfernt werden, weil unter diesen Bedeckungen ja ein Geschwür verborgen sein könne - in der Auswahl der

Gattin aber, woraus Lust oder Ekel für das ganze Leben folgt, so fahrlässig verfahren, daß sie die Frau kaum nach einer Spanne Raum (da ja außer dem Gesicht nichts zu sehen ist), bei sonst völlig in Kleider eingehülltem Körper beurtheilen und abschätzen und eine Verbindung mit ihr schließen, nicht ohne große Gefahr eines elenden Zusammenlebens, wenn hinterdrein anstößige Gebrechen an ihr entdeckt werden.

Denn alle Männer sind durchaus nicht Weise in dem Maße, daß sie bloß auf den sittlichen Werth sehen, und auch in den Ehen der Weisen bilden körperliche Vorzüge eine nicht unwillkommene Zugabe zu den Tugenden des Geistes und Gemüthes.

Unter allen jenen Hüllen kann ja eine so abschreckende Häßlichkeit verborgen sein, daß sie das Gemüth des Mannes seiner Frau ganz und gar zu entfremden vermag, wenn schon eine Scheidung von Tisch und Bett nicht möglich ist. Wenn nun diese Häßlichkeit zufällig erst nach geschlossener Ehe entdeckt wird, muß Jeder eben sein Loos tragen; es ist daher Sache der Gesetze, Vorsorge zu treffen, daß Einer nicht in eine solche Falle gerathe, und es war das um so ernstlicher zu berücksichtigen, weil von allen in jenen Welttheilen gelegenen Völkern sie allein sich mit *einer* Gattin begnügen und die Ehe selten anders als durch den Tod gelöst wird, wofern nicht ein Ehebruch vorliegt, oder der eine Ehepart

einen unausstehlichen Charakter hat.

Wenn nämlich einer von beiden Theilen in dieser Weise verletzt wird, erhält er vom Senate die Erlaubniß, den Gatten zu wechseln, der andere Theil muß ehrlos in lebenslänglicher Ehelosigkeit leben.

Sonst aber ist es durchaus unerlaubt, daß ein Gatte seine Frau deswegen verstoße weil sie durch einen Unfall körperlichen Schaden nimmt, wenn sie sonst keinerlei Schuld trifft das hält man für eine Grausamkeit, jemand preiszugeben und zu verlassen, wenn er gerade am meisten des Trostes bedarf und daß dem Alter, wo sich Krankheiten einstellen, ja das eine Krankheit selber ist, die gelobte Treue von dem andern Theile gebrochen wird.

Uebrigens kommt es zuweilen vor, daß, wenn die Gatten ihren Charaktereigenschaften nach schlecht zusammenpassen, sobald sie Jeder eine andere Partie gefunden haben, in welcher sie glücklicher leben zu kommen hoffen, sich freiwillig trennen und beiderseits neue Ehen eingehen, allerdings nicht ohne die Ermächtigung des Senates dazu, der eine Ehescheidung nicht zugibt, bevor er nicht selbst und unter Zuziehung der Ehefrauen seiner Mitglieder den Fall gründlich ventilirt hat. Doch auch dann wird die Sache nicht leichtlich zugelassen, denn sie wissen sehr wohl, daß es nicht zur Befestigung der Gattenliebe beiträgt, wenn die begründete Aussicht besteht,

eine neue Ehe schließen zu können.

Ehebrecher werden mit der härtesten Sklaverei bestraft, und wenn keiner von beiden Theilen unverheirathet war, können sich die jungen Ehegatten, denen durch den Ehebruch Unrecht geschehen, gegenseitig heirathen, indem sie den schuldigen Theil verstoßen, oder sonst wen sie wollen zum Gatten nehmen.

Wenn aber Mann oder Frau, die in dieser Weise verletzt worden sind, zu dem betreffenden Gatten, der es so wenig verdient, noch immer Liebe hegt, so tritt das Gesetz dem Fortbestände der Ehe nicht entgegen, wenn er dem zur Arbeit verurtheilten anderen Theile folgen will; es kommt übrigens zuweilen vor, daß die Reue des einen Theils und das ernstliche Bestreben des andern das Mitleid des Fürsten erregt und die Freiheit des Schuldigen erwirkt.

Einen Rückfälligen trifft der Tod.

Für die übrigen Verbrechen stellt kein Gesetz bestimmte Strafen ein für allemal fest, sondern je nachdem das Verbrechen häßlicher Art ist oder nicht, entscheidet der Senat über die Strafe. Die Ehemänner strafen die Gattinen und die Eltern die Kinder, wofern sie nicht etwas so Arges begangen haben, daß ein Interesse vorliegt, öffentliche Bestrafung eintreten zu lassen.

Fast alle sehr schweren Verbrechen werden mit Sklaverei bestraft und man hält das für die Verbrecher

selbst für nicht minder schlimm und dem Staate für vortheilhafter, als die schuldigen abzuschlachten und sie eiligst zu beseitigen. Denn Sie nützen durch ihre Arbeit durch mehr, als durch ihren Tod, und das beständig vor Augen schwebende Beispiel schreckt die Andern von einem ähnlichen Verbrechen wirksamer ab.

Wenn sie aber in dieser Lage sich widerspenstig zeigen und sich empören, werden sie zuletzt wie ungezähmte wilde Bestien, die weder Kerker noch Ketten im Zaume halten kann, todtgeschlagen. Den geduldig ihr Loos tragenden wird nicht ganz und gar jede Hoffnung genommen, denn, wenn sie, nachdem sie durch eine lange Reihe erlittener Uebel mürbe geworden sind, derartige Reue bezeugen, daß sie dadurch zu erkennen geben, es sei dies mehr ihres Vergehens an sich als der Strafe wegen der Fall, so wird ihre Sklaverei manchmal, sei's durch das Vorrecht des Fürsten, sei's durch Volksbeschluß milder gestaltet oder ganz aufgehoben.

Der Versuch einer unzüchtigen Handlung bringt nicht weniger Gefahr mit sich, als die vollzogene Unzucht. Bei jeder Uebelthat, stellen sie nämlich den vorsätzlichen Versuch der vollbrachten That gleich, denn, daß es nicht gelungen ist, den Versuch zur That zu machen, dürfe dem, meinen sie, nicht zu Gunsten angerechnet werden, an dem es nicht gelegen hat, daß

ihm seine Absicht auszuführen nicht gelungen ist.

Possenreisser und Narren gewähren ihnen viel Ergötzung und Vergnügen. Wie es Einem aber zur großen Unehre gereicht, Solche zu beleidigen, so ist es andererseits nicht verboten, an der Thorheit sich zu ergötzen. Dies kommt den Narren selbst am meisten zu gute, denken die Utopier, denn wenn Jemand so ernst und trübsinnig geartet ist, daß er weder über ihre Reden noch Handlungen zu lachen vermag, so werden die Narren seinem Schutze nicht anvertraut, da man befürchtet, sie würden von Solchen nicht gut behandelt, denen sie weder Nutzen noch Ergötzung gewähren können, welche letztere doch die einzige ihnen verliehene Begabung ist.

Einen Häßlichen oder Krüppel zu verspotten, gilt nicht für den Verspotteten, sondern für den Verspotter als schimpflich, der da dasjenige, was Jemand nicht in seiner Macht hat, zu vermeiden, diesem thörichter-weise als einen Mangel vorwirft.

Wie sie es für das Gebahren eines lässigen und trägen Menschen halten, die natürliche Schönheit nicht zu pflegen, so gilt es ihnen als eine ehrlose Unverschämtheit, Zuflucht zu der Schminke zu nehmen. Aus Erfahrung wissen die Utopier nämlich, daß keine Reize der Schönheit die Frauen ihren Gattin so empfehlen, wie Ehrenwerthheit der Sitten und ehrehrbietiges Benehmen. Denn sowie gar mancher Mann durch

die Schönheit allein gewonnen wird, so wird doch ein Mann durch nichts Anderes als Tugend und Gehorsam auf die Dauer festgehalten.

Sie schrecken aber von der Begehung von Missethaten nicht bloß durch Strafen ab, sondern ermuntern auch durch ehrende Belohnungen zu tugendhaftem Wandel; daher errichten sie ausgezeichneten und um den Staat rühmlich verdienten Männern Standbilder auf dem Forum, zum Gedächtniß preiswürdiger Thaten, sowie zu dem Zwecke, daß der Ruhm ihrer Vorfahren ihren eigenen Nachkommen Sporn und Anreiz zur Tugend sei. Wer, vom Ehrgeiz gestachelt, sich um ein obrigkeitliches Amt bewirbt, geht der Anwartschaft auf ein solches überhaupt verlustig. Es herrscht ein freundlich wohlwollendes Wesen im Verkehre des Volkes mit den Behörden: keine Obrigkeit ist unverschämt oder grimmig daher werden sie Väter genannt und gebärden sich wie solche; die schuldigen Ehren werden ihnen freiwillig erwiesen, sie brauchen nicht Widerstrebenden abgezwungen zu werden.

Nicht einmal der Fürst zeichnet sich durch seine Kleidung oder ein Diadem aus, sondern es wird bloß eine Garbe Getreides vor ihm hergetragen. Ebenso ist eine ihm vorgetragene Wachskerze die einzige Auszeichnung des Oberpriesters.

Gesetze gibt es nur sehr wenige, aber bei ihren vortrefflichen Einrichtungen genügen diese auch. Denn

was sie bei andern Völkern hauptsächlich tadeln, das ist daß sich unzählige Folianten von Gesetzen und Kommentaren derselben immer noch als unzulänglich erweisen. Sie betrachten es als die größte Unbilligkeit, daß Gesetze für die Menschen verbindlich sind, deren Anzahl entweder größer ist, als daß die Leute sie durchzulesen vermöchten, oder dunkler und unklarer, als daß sie von jemand verstanden werden könnten; daher sind die Advokaten, welche einen Rechtsfall arglistig behandeln und über die Gesetze verschmitzt disputiren, bei ihnen sämmtlich ausgeschlossen, denn sie halten es für rathsamer, daß Jeder seine Sache selbst führe und dem Richter direkt mittheile, was er einem Rechtsbeistand sagen würde. So gebe es weniger Weitläufigkeiten und die Wahrheit komme leichter an den Tag, weil, wenn Einer spreche, dem der Advokat keine Kniffe beigebracht habe, der Richter jedes schlichte Wort aus seinem Munde gründlicher erwägt und naiven Geistern gegen die abgeseimten Entstellungen des wahren Sachverhaltes zu Hilfe kommt. Dies Verfahren zu beobachten, ist bei andern Völkern mit einem Wuste verworrener Gesetze nur schwer möglich.

Uebrigens ist bei ihnen jeder Einzelne gesetzeskundig. Denn wie gesagt, es gibt der Gesetze nur sehr wenige und die simpelste Auslegung derselben halten sie für die am meisten der Billigkeit entsprechende.

Denn da, wie sie behaupten, alle Gesetze nur zu dem Zwecke publicirt werden, daß Jeder durch sie ermahnt werde seiner Pflicht eingedenk zu bleiben, so enthält eine feinere Auslegung diese Mahnung nur für sehr Wenige, (denn nur Wenige vermögen ihr zu folgen), während eine einfachere Auslegung und ein deutlich zu Tage tretender Sinn der Gesetze für Alle verständlich ist, denn was schlägt es dem gemeinen Volke dessen Kopfbild die größte ist und das am meisten der belehrenden Ermahnung bedarf, ob überhaupt keine Gesetze gegeben würden, oder ob ihnen eine solche Auslegung gegeben wird, daß nur ein glänzender Geist und eine langwierige Erörterung ihr auf den Grund kommen kann, die anzustellen der unverfeinerten Urtheilskraft des Volkes nicht gut möglich ist und wozu ein ausschließlich nur der Erwerbung des Lebensunterhaltes gewidmetes Leben keine Gelegenheit bietet?

Diese Tugenden der Utopier haben ihre Grenznachbarn, die in Freiheit leben (denn die Utopier selbst haben viele derselben dereinst von der Tyrannei befreit), bestimmt, sich ihre obrigkeitlichen Personen, die einen jährlich, die andern für fünf Jahre, bei den Utopiern zu entnehmen, welche sie nach vollbrachter Amtszeit mit Ehren und Lob überhäuft, in ihr Vaterland zurückgeleiten, um sofort wieder neue von da zu sich nach Hause mitzunehmen.

Das Staatswesen dieser Völker ist in der That auf diese Weise aufs Beste berathen, denn, da dessen Heil oder Verderben von den Sitten der Obrigkeit abhängt, was für Personen hätten sie klügerer Weise sich zu solchen erwählen können, als solche, die um keinen Preis vom Pfade des Rechtes abgezogen werden können (da Geld ihnen, die bald wieder in ihre Heimat zurückkehren nichts nützen würde) und die, als Fremde, keinen einzelnen Bürger kennen, daher weder durch ungebührliche Gunst, noch desgleichen Gehässigkeit sich verleiten lassen.

Diese beiden Uebel, Privatgunst und Habsucht, zerstören, wo sie sich in den Gerichten einnisten, die Gerechtigkeit, das stärkste Fundament des Staates, ganz und gar.

Die Völker, welche die Personen der Staatsverwaltung von ihnen entlehnen, nennen die Utopier Bundesgenossen, jene Andern, denen sie Wohlthaten erwiesen haben, nennen sie Freunde.

Bündnisse, wie sie andere Völker unter einander schließen, brechen und wieder erneuern, gehen sie mit keiner anderen Nation ein. Wozu dient ein solches Bündniß? sagen sie. Als ob die Natur nicht einen Menschen dem andern schon genügend durch freundliche Bande verbunden hätte? Und man glaube, daß, wenn ein Mensch diese verachtet, er die Worte eines Vertrages beachten werde?

Zu dieser Meinung sind sie hauptsächlich deswegen gekommen, weil in den Länderstrichen jenes Welttheils Bündnisse und Verträge der Fürsten mit sehr geringer Treue gehalten zu werden pflegen. Denn in Europa, insbesondere in jenen Theilen desselben, wo christlicher Glaube und Religion herrschen, ist die Majestät der Bündnißverträge überall heilig und unverletzlich, theils wegen des Gerechtigkeitssinnes und braven Charakters der Fürsten, theils aus Ehrerbietung gegen und aus Furcht vor dem päpstlichen Stuhl, der, wie seine Regenten selbst nichts begehen, was der Religion zuwiderläuft, so auch den übrigen Fürsten gebietet, daß sie ihre Versprechungen getreulich halten, und die sich Weigernden durch oberhirtliche Ermahnungen und Strenge dazu zwingt.

Mit Recht wahrlich halten sie es für eine höchst schändliche Sache, wenn den Bündnissen Derjenigen nicht Treu und Glauben beizumessen ist, die mit einem speziellen Namen »die Gläubigen« genannt werden.

Aber in jenem neuentdeckten Welttheile, der weniger noch durch den Aequator von uns geschieden ist, als durch die Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, ist auf Bündnißverträge nicht zu bauen, denn mit je mehr feierlichen Ceremonien einer verknüpft ist, desto schneller wird er gebrochen, indem leicht in seinem Wortlaute eine hinterlistige Deutung gefunden

werden mag, den sie absichtlich so verschmitzt gestalten, daß sie nie fest gefaßt werden können, um nicht immer ein Hinterpförtchen zu finden, durch das sie zu entschlüpfen im Stande sind, und dem Bündniß zusammen mit der geschwornen Treue sich zu entziehen vermögen. Wenn sie solche Verschlagenheit, solchen Lug und Trug in einem Privatvertrage entdeckten, so würden sie über ein solches Gebahren als über ein verruchtes, das den Galgen verdiene, mit hochgezogenen Brauen ein Zetergeschrei erheben, ja, das würden sie, ebendieselben, die sich rühmen, die Urheber solcher den Fürsten gegebenen Rathschläge zu sein.

Auf diese Weise erhält es den Anschein, als ob die Gerechtigkeit eine niedrige Tugend des gemeinen Völkes sei, die tief unter der königlichen Erhabenheit stehe, oder, daß es wenigstens eine doppelte Gerechtigkeit gebe, die eine, die dem gemeinen Volke zukomme, bescheiden zu Fuße gehend, ja demüthig am Boden hinkriechend, die keine Zäune und Hecken überspringen kann, von allen Seiten geknebelt und eingeschränkt, die andere als Tugend der regierenden Fürsten, viel erhabener als jene volksthümliche, mit einem bei weitem freieren Spielraum, so daß ihr alles zu thun erlaubt ist, was ihr beliebt.

Dieses, wie gesagt treulose Gebahren der Fürsten, die dort ihre Verträge so schlecht halten, ist, glaube ich, die Ursache davon, daß die Utopier überhaupt

keine eingehen, indem sie ihre Ansicht vielleicht ändern würden, wenn sie in unserem Erdtheile lebten. Und wenn es ihnen auch dünkte, daß die Bündnisse noch so treu gehalten würden, so halten sie es doch für eine üble Gewohnheit, überhaupt welche einzugehen, die nur zur Folge hat, daß die Menschen sich gegenseitig als natürliche Gegner zur Feindschaft geboren betrachten (als ob ein Volk mit einem anderen Volke, von dem es nur der schmale Raum eines Hügels oder Flusses trennt, durch kein geselliges Band mehr verknüpft wäre) und mit gegenseitiger Vernichtung gegen einander wüthen zu müssen glauben, wofern sie nicht Bündnisse schlössen, die sie daran verhindern sollen; doch selbst, wenn sie ein Bündniß mit einander geschlossen haben, erwächst nicht einmal eine eigentliche Freundschaft daraus, sondern es bleibt immer noch Gelegenheit zu Raub und Erbeutung, insofern durch ihre Unklugheit bei Abfassung des Bündnisses keine vorsichtige Klausel in die Verträge aufgenommen worden ist, welche eine solche Möglichkeit von vornherein ausschließt.

Aber sie sind der entgegengesetzten Meinung, nämlich, daß Niemand als Feind zu erklären sei, von dem uns kein feindliches Unrecht widerfahren ist. Die Bande der natürlichen Gemeinschaft ersetzen jeden Bündnißvertrag und die Menschen seien sicherer und wirksamer durch den Zug gegenseitigen

Wohlwollens, als durch Verträge, mehr durch das Gemüth, als durch leere Worte mit einander verbunden.

Vom Kriegswesen.

Den Krieg verabscheuen die Utopier als etwas geradezu Bestialisches, womit sich gleichwohl keine Gattung wilder Thiere so häufig zu schaffen macht, wie der Mensch; und entgegen den Sitten fast aller andern Völker halten sie nichts für so unrühmlich, als den im kriege erstrebten Ruhm; nichts destoweniger jedoch üben sie sich sehr eifrig in soldatischer Zucht, und zwar nicht nur die Männer, sondern an bestimmten Tagen auch die Frauen, damit im Falle der Noth auch sie zum Kriege nicht untüchtig sind.

Sie beginnen einen solchen aber nicht blindlings sondern entweder um ihre Grenze zu schützen, oder um die das Gebiet ihrer Freunde überschwemmenden Feinde zurückzuschlagen oder um irgend ein von Tyrannie bedrücktes Volk, dessen sie sich erbarmen, vom Joche eines Tyrannen und von der Sklaverei zu befreien, was sie aus purer Menschenliebe unternehmen.

Wiewohl sie den Freunden im Punkte der Hilfe zu Willen sind, geschieht dies nicht immer nur zu deren Vertheidigung, sondern sie gewähren die Hilfe

zuweilen auch, damit diese zugefügtes Unrecht vergelten oder vergelten können; dieses aber thun sie nur dann, wenn sie gleich von Anfang an um Rath gefragt werden, die Sache als eine gerechte gebilligt haben und die zurückverlangten Dinge nicht wieder zurückerstattet worden sind; dann eröffnen die Utopier selbst den Krieg, wozu sie sich nicht bloß dann entscheiden, wenn bei einem feindlichen Einfalle Beute weggeführt worden ist, sondern noch viel energischer, wenn ihre Kaufleute bei irgend einem Volke entweder unter dem Vorwande unbilliger Gesetze oder durch üble Auslegung guter Gesetze, unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit verläumderisch angeklagt werden.

Das und nichts Anderes war die Ursache des Krieges, den die Utopier kurz vor unserer Zeit für die Nephelogeten gegen die Alaopoliten geführt haben, nämlich ein den Kaufleuten der Nephelogeten bei den Alaopoliten unter dem Vorwand rechtens zweifellos zugefügtes Unrecht - so erschien es den Utopiern.

Aber ob nun mit Recht oder Unrecht, die Sache ist durch einen so grausamen Krieg gerächt worden, indem zu den Streitkräften der Gegner auf beiden weiten sich der Haß und die Hilfskräfte der benachbarten Völker gesellten, daß einige der blühendsten Nationen bis ins Mark erschüttert, andere schwer mitgenommen wurden, immer neue Leiden und Uebel ans den alten entstanden, bis das Ende war, daß die

Alaopoliten sich unterwarfen und in die Sklaverei der Nephelogeten geriethen (denn die Utopier führten den Krieg nicht im eigenen Interesse), deren Verhältnisse doch mit dem blühenden Zustande der Alaopoliten nicht zu vergleichen gewesen waren.

So energisch verfolgen die Utopier ein ihren Freunden, wenn auch nur in Geldangelegenheiten, angethanes Unrecht; nicht so streng verfahren sie im Falle eigenen erlittenen Unrechts; indem, wenn sie überlistet und in Folge dessen an Gütern geschädigt werden, nur aber keine körperliche Gewaltthat erleiden, sie sich nur bis zu dem Grade und nicht weiter erzürnen, daß sie jeden Verkehr mit diesem Volke so lange abbrechen, bis ihnen Genügthuug gegeben wird. Nicht, daß ihnen was Wohl ihrer eigenen Bürger weniger am Herzen läge, als das ihrer Bundesgenossen, aber die pekuniären Verluste dieser sind ihnen viel unliebsamer zu ertragen, weil diese persönlich schweren Schaden an ihrem Privatvermögen erleiden, wenn sie von Verlusten betroffen werden.

Ihre eigenen Bürger verlieren kein persönliches Eigenthum, sondern nur staatliches Gemeingut, vielmehr nur das, was daheim zur Genüge vorhanden, sozusagen überflüssig ist, weil es im andern Falle gar nicht zur Ausfuhr gelangen wurde. Und so kommt es, daß eigentlich Keiner so recht das Gefühl eines Schadens hat.

Darum halten sie es auch für allzu grausam, daß ein derartiger Schaden durch den Tod Vieler gerächt werden soll, ein Schaden, dessen Uebelstand kein Einziger, weder am Leben, noch am Lebensunterhalt, zu fühlen bekommt..

Wenn übrigens einer ihrer Staatsangehörigen irgendwo im Auslande am Leibe geschädigt oder getödtet wird, sei's nun durch öffentlichen Beschluß oder in Folge eines Privatvorsatzes, so lassen sie den Sachverhalt durch eigene Abgesandte genau untersuchen und sich nicht besänftigen, wofern ihnen die Schuldigen nicht aus geliefert werden, sondern erklären dann ohne weiters den Krieg. Die Ausgelieferten, die die Missethat verübt haben, werden entweder mit dem Tode oder mit Sklaverei bestraft.

Ein blutiger Sieg widert sie nicht bloß an, sie schämen sich desselben sogar, indem sie es für eine große Thorheit halten, eine Waare, und sei sie auch noch so kostbar, zu theuer gekauft zu haben. Den Gegner aber durch Kriegskunst oder List zu besiegen, und unter ihre Botmäßigkeit zu bringen, dessen rühmen sie sich mit Frohlocken, veranstalten auch öffentliche Triumphzüge darob und richten Trophäen auf, weil sie sich mannhaft gehalten haben; sie rühmen sich aber nur dann, sich wahrhafte Männer bewährt und tugendhaft gehandelt zu haben, so oft sie den Sieg in einer Weise errungen haben, wie nur der Mensch, und kein

Thier, es im Stande ist, nämlich durch die Kräfte des Geistes.

Denn mit bloß körperlicher Kraft, sagen sie, kämpfen Bären, Löwen, Eber, Wölfe Hunde und die übrigen wilden Thiere, die wie sie uns meistens an Stärke und Wildheit überlegen sind, so an Verstand und Ueberlegung insgesamt uns nachstehen.

Bei einem Kriege haben die Utopier immer diesen einen Zweck vor Augen, das zu erlangen, was, wenn sie es früher erreicht hätten, die Wirkung gehabt hätte, daß sie den Krieg nicht erklärt hätten. Ist dies der Natur der Sache nach unmöglich, so nehmen sie an denen, welchen sie das Vergehen schuld geben, eine so strenge Rache, daß sie durch ihnen eingeflößte Furcht in alle Zukunft abgeschreckt werden, dasselbe je wieder zu begehen.

Das sind die Ziele, die ihnen bei einem Kriegsvorhaben vor schweben, die sie rasch zu erreichen streben, doch so, daß ihre Sorgfalt zuvörderst mehr daraus gerichtet ist, die Gefahren einer Kriegführung zu vermeiden, als Ruhm und Lobeserhebungen einzuheimsen.

Sofort, nachdem daher der Krieg erklärt ist, sorgen sie dafür, daß heimlich und zu gleicher Zeit eine große Anzahl mit ihrem Staatssiegel versehener Proklamationen an den bekanntesten Orten feindlichen Landesangeheftet werden, worin ungeheure Summen

als Belohnung für Denjenigen ausgesetzt werden, der den Fürsten des feindlichen Volkes aus dem Leben schafft, dann geringere, obwohl immer noch sehr bedeutende, für die einzelnen hervorragenden Häupter beim Feinde, die in jenen Schriftstücken desgleichen geächtet sind, d. i. Diejenigen, die sie neben dem Fürsten selbst für die Urheber der gegen sie gerichteten feindlichen Beschlüsse halten.

Was sie für den Mörder ausgeworfen haben, das verdoppeln sie für Denjenigen, der einen der Geächteten ihnen lebendig ausliefert; wozu sie auch die Geächteten gegen ihre eigenen Genossen unter Gewährung derselben Prämie und zugesicherter Straflosigkeit auffordern.

So kommt es gar schnell zu Stande, daß die Feinde alle Menschen in Verdacht haben und sich gegenseitig nicht mehr trauen können und in höchster Furcht und nicht minderer Gefahr leben.

Denn gar oft schon, wie feststeht, hat es sich ereignet, daß ein großer Theil der so Bezeichneten und vor Allen der Fürst selbst, von Denjenigen verrathen wurden sind, auf die sie das größte Vertrauen gesetzt hatten.

So leicht verleiten Bestechungen zu jedem beliebigen Verbrechen, und in der Höhe solcher Spenden gibt es für die Utopier keine grenze. Weil sie sich aber dessen wohl bewußt sind, wie groß die Gefahr

ist, in welche sich die so Aufgeforderten begeben, so sind sie beflissen, die Größe dieser Gefahren durch eine reiche Fülle der dafür gewährten Wohlthaten aufzuwiegen und versprechen nicht nur unermeßliche Schätze an Gold, sondern auch Grundstücke, die ein glänzendes Erträgniß abwerfen und in Freundesland so sicher als möglich gelegen sind, zu ewigem Besitz, was sie Alles auch mit der denkbar höchsten Treue halten.

Dieser Gebrauch, den Feind als ein Versteigerungs- und Verlaufsobject zu behandeln, gilt bei andern Völkern als verwerflich, als eine schändliche Handlungsweise eines entarteten, grausamen Gemüths, sie aber dünken sich deswegen ob ihrer gar hohen Klugheit lobenswerth, da sie auf diese Weise dem größten Kriege alsbald ohne Schlachtengemetzel ein Ende bereiten, ja sie halten sich aus diesem Grunde sogar umgekehrt für menschlich und mitleidvoll gesinnt, weil sie um den preis des Todes weniger Schuldigen zahlreiche unschuldige Leben vom Untergange loskaufen, die sonst in den Schlachten umgekommen wären. Und zwar theilweise die Leben ihrer eigenen Volksangehörigen, theilweise aber auch solche aus den Reihen der Feinde, deren gemeines Volk sie nicht in geringerem Maße bedauern, als ihre eigenen Landsleute, da sie wohl wissen, daß dieses den Krieg nicht von freien Stücken angefangen hat, sondern durch die rasende

Leidenschaft seines Fürsten dazu getrieben wird.

Kommen sie aus dem angegebenen Wege nicht zum Ziele, so streuen sie den Samen der Zwietracht unter den Feinden aus und nähren dieselbe, indem sie in dem Bruder des Fürsten oder in einer Persönlichkeit aus dem hohen Adel die Hoffnung erwecken, daß er sich des Reiches bemächtigen könne.

Verspricht auch dieses Verfahren innerer Parteizerklüftung keinen Erfolg, so stacheln sie die dem Feinde benachbarten Nationen auf und setzen sie gegen ihn Bewegung, unter dem Vorwande eines alten ausgegrabenen Rechtstitels, um welche ja Könige nie verlegen sind, geben die Zusage ihrer eigenen Streitkräfte im Kriege und gewähren im reichsten Maße Hilfgelder. Unter jenen senden sie von eigenen Bürgern nur sehr wenige ab, von denen das Leben jedes Mannes so hoch gilt und die sie so lieb haben, daß sie wohl den einfachsten Mann nur ungern gegen den feindlichen Fürsten selbst ausliefern würden.

Gold und Silber aber, dessen sie sich ja nur zu jenem einzigen Zwecke bedienen, geben sie leichten Herzens aus; würde doch nicht ein Einziger deswegen eine schlechtere Lebenshaltung zu führen haben, und wenn sie auch ihren ganzen Vorrath an Edelmetallen aufwendeten.

Außer ihren einheimischen Reichthümern aber besitzen die Utopier auch noch unermessliche Schätze im

Auslande, weil die meisten Volker, wie ich früher gesagt habe, ihnen verschuldet sind, weshalb sie von überall her Söldner in den Krieg zu schicken in der Lage sind, hauptsächlich von den Zapoleten.

Dieses Volk lebt fünfhunderttausend Schritt östlich von Utopia, ist abstoßend häßlich, barbarisch, wild, und gibt seinen heimischen Gebirgen und Wäldern, in denen es geboren ist, den Vorzug vor jedem andern Aufenthalte. Ein abgehärtetes Volk, erträgt es Hitze und Kälte, sowie Strapazen gut, ist aller und jeder Lebensgenüsse unkundig, befließigt sich weder des Ackerbaus, noch wohnt es in Gebäuden, kleidet sich sehr primitiv und ist bloß der Schafzucht ergeben. Zum größten Theile leben die Zapoleten von der Jagd und vom Raube.

Ausschließlich zum Kriege geboren, suchen sie auf jegliche Weise nach der Gelegenheit dazu, werfen sich begierig auf jede sich ihnen darbietende, marschiren in hellen Hausen aus dem Lande und bieten sich jedem Staate, der solcher Hilfe benöthigt ist, um geringen Gold an.

Dies ist das einzige Gewerbe, wovon sie leben und das sie kennen, und dieses ist eins, durch das der Tod bereitet wird; aber für die, in deren Gold sie Dienste leisten, kämpfen sie mit Eifer und mit unerschütterlicher Treue.

Aber sie binden sich nicht für einen bestimmten

Tag, sondern ergreifen nur unter der Bedingung Partei, daß sie bereits am nächsten Tage zu den Feinden übergehen können, wenn ihnen diese höheren Gold bieten, und den übernächsten Tag wieder zurückkehren, wenn ihnen von der alten Partei eine Kleinigkeit mehr geboten wird.

Selten bricht ein Krieg aus, in dem nicht eine beträchtliche Menge Zapoleten in beiden Heeren einander feindlich gegenüberstehen, und somit ereignet es sich tagtäglich, daß durch Bande des Blutes Verbundene, die heute noch auf derselben Seite zusammentreffend, in innigster Kameradschaft lebten, kurz darauf von einander gerissen, indem sie zu entgegengesetzten Truppenkörpern kommen, als Feinde gegen einander losgehen müssen, und mit verhetzten Gemüthern, ihrer Geschlechtsabstammung vergessend, der Freundschaft, die sie früher umschlungen, uneingedenk, einander durchbohren, aus keinem anderen Grunde zu gegenseitiger Vernichtung angetrieben, als weil sie von verschiedenen Fürsten um eine elende Handvoll leidigen Geldes gemiethet worden sind, welches sie so außerordentlich werthschätzen, daß ein As mehr, zu dem täglichen Solde zugelegt, sie mit größter Leichtigkeit dazu treibt, die Partei zu wechseln.

So schnell ist es gegangen, daß die Habsucht sich ihrer bemächtigt hat, von der sie doch ganz und gar

keinen Vortheil haben. Denn was sie mit ihrem Blute erwerben, das vergeuden sie sofort wieder in Schwelgerei und zwar in solcher elendester Art.

Dieses Volk leistet den Utopiern Kriegsdienste gegen alle Volker, gegen die sie Krieg führen, weil seine Hilfe von diesen um einen so hohen Preis gemiethet wird, wie das Niemand sonst thut.

Und wie die Utopier gute Menschen aufsuchen, deren Dienstleistungen sie gebrauchen, so bedienen sie sich auch dieser werthlosen Menschen, die sie mißbrauchen, die sich unter dem Antriebe hoher Versprechungen den größten Gefahren entgegenwerfen, daher der größte Theil derselben meistens nie zurückkehrt, um in Empfang zu nehmen, was ihnen versprochen worden; den Ueberlebenden aber bezahlen sie aufs Gewissenhafteste aus, was sie zu fordern haben, damit die Zapoleten auch in Zukunft zu ähnlichen tollen Wagnissen angefeuert werden.

Denn darum kümmern sie sich wenig, wie Viele sie von solchen Bundesgenossen verlieren; sind sie doch der Meinung, sich den größten Dank her Menschheit zu verdienen, wenn sie von dem gesammten Abschaum dieses trotzig und ruchlosen Volkes den Erdkreis reinigen könnten.

Nach diesen verwenden sie auch die Truppen Derjenigen, zu deren Schule sie zu den Waffen greifen, sodann auch die Hilfstruppen ihrer sonstigen

Freundnachbarn. Endlich bilden sie ein Korps ihrer eigenen Mitbürger, aus deren Reihen sie einen Mann von erprobter Tugend an die Spitze des gesamten Heeres stellen. Diesem werden zwei andere Befehlshaber in der Art unterstellt, daß sie, so lange der Oberfeldherr am Leben und gesund bleibt, nur als Privatpersonen gelten, wenn Jener aber gefangen oder getötet wird, folgt einer von den beiden in gleichsam erblicher Weise in seiner Stelle nach. Wird auch dem Zweiten dasselbe Geschick zu Teil, so kommt ein Dritter daran, damit nicht, da die Wechselfälle des Krieges gar mannichfache sind, die Gefahren, die dem Hauptanführer drohen, auch das ganze Heer in Gefahr bringen.

In jeder Stadt wird eine Aushebung aus der Schaar Derjenigen vorgenommen, die sich freiwillig stellen, denn zum Kriege nach auswärts wird Keiner wider seinen Willen zum Militär genommen, weil sie sehr wohl wissen, daß ein Furchtsamer nicht nur selbst nichts Tüchtiges leistet, sondern auch Furcht in die Reihen seiner Kameraden trägt und unter ihnen fortpflanzt.

Wenn übrigens der Krieg seitens des Feindes ins Vaterland getragen wird, so werden solche Feiglinge, wenn sie anderes körperlich leistungsfähig sind, entweder auf die Schiffe unter kriegstüchtigeres Material gesteckt, oder sie werden innerhalb der

Festungsmauern in kleinen Abtheilungen vertheilt, wo sich ihnen keine Gelegenheit bietet, auszureißen.

So drängen die Scham vor den Ihrigen, der Feind vor den Thoren und die ihnen gänzlich benommene Hoffnung auf Flucht die Furcht in den Hintergrund und gar oft wird aus der äußersten Noth eine Tugend gemacht.

Wenn sie aber Keinen der Ihrigen wider seinen Willen in einen auswärtigen Krieg hineinzwingen, so werden andererseits die Ehefrauen, die ihre Männer ins Feld begleiten wollen, daran so wenig verhindert, daß man sie vielmehr durch Ermahnungen und ihnen gespendetes Lob dazu aneifert; Frauen, die mit ihren Männern in die Schlacht gezogen sind, werden in der Schlachtordnung neben diese gestellt, auch die Kinder, Verschwägerten und Verwandten stehen mit ihnen zusammen, damit Diejenigen sich gegenseitig die erste Hilfe leisten, die von Natur den stärksten Antrieb haben, einander helfend beizustehen.

Zur größten Schmach gereicht es dem Gatten, wenn er ohne die Gattin heimkehrt, sowie dem Sohne, der den Vater in der Schlacht verliert und selbst zurückkehrt, daher, wenn die Feinde Stand halten, und es zum Handgemenge kommt, die Schlacht sich lange hinzieht und einen traurigen Ausgang nimmt, indem bis zur Vernichtung fortgekämpft wird.

Denn wie sie auf alle Weise trachten, nicht selbst

in den Kampf eingreifen zu müssen, und den Krieg nur durch die stellvertretende Hand der Miethstruppen geführt wissen wollen, so gehen sie, wenn ihre persönliche Betheiligung an der Schlacht einmal unvermeidlich geworden, ebenso unerschrocken ins Zeug, wie sie, so lange es ihnen frei stand, den Kampf klüglich vermieden haben; und zwar entwickeln sie beim ersten Anprall keineswegs ein heftiges Ungestüm; ihre Tapferkeit steigert sich vielmehr allmählich, je länger der Kampf dauert, und ihr Muth wird so erhöht, daß sie leichter niedergemetzelt, als zum Weichen gebracht würden können.

Der Lebensunterhalt ist einem Jeden zu Hause sicher, die bange Sorge um die Zukunft der Nachkommenschaft ist von ihnen genommen - denn diese Bekümmerniß ist es, die überall die Schwungkraft der hochherzigen Geister bricht - und so steigert sich ihr Muth zu solcher Erhabenheit, daß sie es nicht ertragen, besiegt zu werden.

Zudem erhöht ihre Erfahrung in militärischen Dingen ihre Zuversicht und endlich befeuern die gediegenen Anschauungen, die sie theils durch den Unterricht, theils zufolge der vortrefflichen Einrichtungen ihres Staatswesens von Kindheit auf eingesogen haben, ihre Tapferkeit, wenn auch nicht in dem Maße, daß sie ihr Leben gering schätzten und leichtsinnig in die Schanze schlugen, aber andererseits doch so, daß

sie nicht schimpflich feige daran hängen, um sich, wenn die Ehre räth, es aufs Spiel zu setzen schändlich daran zu klammern.

Wenn der Kampf auf dem ganzen Schlachtfelde am heftigsten tobt, setzen sich auserlesene verschworene Jünglinge, die sich dem Tode geweiht haben, den Feldherrn zum Ziel und greifen ihn bald offen an, bald stellen sie ihm hinterlistig nach; ihm gilt es von nahe und ferne; der Angriff auf ihn wird in Form eines langen, immer wieder neugebildeten Keiles unternommen, in den rastlos frische Kämpfer an Stelle der ermüdeten einspringen.

Nur selten ist es der Fall, daß er nicht umkommt, oder lebendig in die Gewalt seiner Feinde fällt, wofern er nicht sein Heil in der Flucht sucht.

Wenn der Sieg von ihnen erfochten wird, schwelgen sie nicht in der Niedermetzlung der Feinde; sie nehmen die Fliehenden lieber gefangen, als daß sie sie umbringen; auch verfolgen sie die Geschlagenen nicht so blindlings, als daß sie nicht immer noch eine in Schlachtordnung aufgestellte Heeresabtheilung unter ihren Fahnen bereit hielten. So zwar, daß sie, wofern nicht die übrigen Heereskörper besiegt sind, und sie erst mit ihrer letzten Schlachtlinie den Sieg errungen haben, lieber die gesammten Feinde entrinnen ließen, als daß sie den Fliehenden nachsetzen und ihre eigenen Reihen zu verwirren sich angewöhnen.

Sie sind sehr wohl dessen eingedenk, wie es sich mehr als einmal zugetragen hat, daß, wenn das gesamte Gros ihres Heeres besiegt und in die Flucht geschlagen war, und die Feinde, über ihren Sieg frohlockend, hierhin und dorthin zur Verfolgung auseinander stoben, ihrer nur Wenige, die in einem Hinterhalt gelegt waren und auf die passende Gelegenheit warteten, die Zerstreuten und aus der Schlachtordnung Schwärmenden, die aus dem Gefühl allzu großer Sicherheit alle Vorsicht vernachlässigt hatten, plötzlich hervorbrachen und dem Ausgang des Gesammttreffens eine andere Wendung gaben, den unbezweifelten und zweifellosen Sieg Jenen aus den Händen wanden und aus Besiegten zu Siegern wurden.

Es ist nicht leicht zu sagen, ob sie schlauer darin sind, Hinterhalte zu stellen, oder gewitzter, solchen zu entgehen. Du würdest glauben, daß sie sich zur Flucht anschicken, während sie das gerade Gegentheil im Sinne haben, und wenn sie zu fliehen vorhaben, so würdest du dir das vorher nicht vorzustellen im Stande sein.

Denn sobald sie merken, daß sie in numerischer Beziehung die Schwächeren sind oder den Nachtheil der Stellung haben, so brechen sie entweder zur Nachtzeit das Lager ab und setzen ihre Kolonnen geräuschlos in Bewegung, oder sie täuschen durch irgend eine andere Kriegslist den Feind, ziehen sich

auch wohl am hellen Tage ganz allmählich zurück, jedoch in so guter Ordnung, daß es nicht minder gefährlich ist, sie anzugreifen, als wenn sie selbst zum Angriffe heranstürmen.

Ihr Lager befestigen sie auf das sorgfältigste mit einem ziemlich tiefen und breiten Graben, die aufgeschauelte Erde wird nach innen geworfen; zu dieser Arbeit bedienen sie sich aber keiner Tagelöhner, sondern sie wird durchweg von ihren Soldaten verrichtet, und das ganze Heer ist dabei thätig, mit Ausnahme derjenigen, die vor der Umwallung in Wehr und Waffen lagern, um gegen plötzliche Ueberfälle auf Vorposten zu stehen.

Und da so viele Hände helfen und zusammenarbeiten, so wird ein großer Lagerraum mit Befestigungen umspannt, und das geht schneller von statten, als man es für möglich halten sollte.

Sie führen derbe Schutzwaffen, die gleichwohl in jeder Art leicht zu handhaben und zu tragen sind, so daß sie nicht einmal beim Schwimmen störend belästigen. Denn unter den Anfangsgründen der militärischen Erziehung sind sie auch an das Schwimmen in Waffen gewöhnt worden.

Als Geschosse in die Ferne führen sie Pfeile, welche sie mit großer Kraft und ausgezeichneteter Treffsicherheit abschießen, und zwar nicht nur das Fußvolk, sondern auch die Reiterei; im Nahekampfe verwenden

sie nicht nur Schwerter, sondern auch Aexte, die durch ihre scharfgeschliffene Schneide sowohl als durch ihr Gewicht tödtliche Wunden beibringen, sei's durch Hieb oder Stich.

Im Ersinnen von Kriegsmaschinen bekunden sie einen ganz bedeutenden Scharfsinn; sie halten jedoch die fertiggestellten so lange geheim, bis Gebrauch von ihnen gemacht wird, weil sie besorgen, das vorzeitige Verrathen derselben nütze zu sonst nichts, als die Instrumente dem Gespött preiszugeben.

Bei der Anfertigung solcher Maschinen sehen sie vor allen Dingen darauf, daß sie leicht zu transportiren, zu wenden und zu schieben sind.

Mit den Feinden geschlossene Waffenstillstände halten sie so unverbrüchlich heilig, daß sie dieselben nicht einmal dann brechen, wenn sie schwer gereizt worden sind.

Sie verwüsten das feindliche Land nicht, brennen auch nicht die Saatbestände nieder, und treffen sogar Vorsorge, daß sie so wenig als möglich vom Fußvolk und von der Reiterei zerstampft werden, indem sie der Ansicht sind, daß dieses Getreide ja auch zu ihrem Nutzen wachse.

Einem Wehrlosen thun sie nichts zu leide, wofern er nicht ein Spion ist. Die Städte, welche sich ergeben, nehmen sie in ihren Schutz; auch die eroberten zerstören sie nicht, nur todten sie Diejenigen, die

Schuld an der Hinausschiebung der Uebergabe sind, und allen Uebrigen, die die Stadt vertheidigen geholfen haben, wird die Sklaverei auferlegt. Die Civilbevölkerung aber lassen sie ungeschoren.

Wenn sie in Erfahrung bringen, daß Einige zur Uebergabe gerathen haben so wird diesen ein gewisser Theil der Güter der Verurtheilten übermittelt, mit dem Reste derselben werden die Hilfstruppen beschenkt. Für sich selbst nimmt keiner etwas von der Beute.

Im Uebrigen legen sie nach beendigtem Kriege nicht den Freunden, zu deren Gunsten er geführt worden, sondern den Besiegten die Lasten auf, und verlangen von ihnen theils Geld, das sie zu ähnlichen Kriegszwecken zurücklegen, theilweise Abtretung von Grundbesitz, der fortlaufende, nicht geringe Einkünfte trägt. Einkünfte dieser Art haben die Utopier jetzt bei gar vielen Völkern, die allmählich aus mannigfachen Ursachen aus über siebenhunderttausend Dukaten im Jahre herangewachsen sind.

Nach diesen Ländereien schicken sie einige Bürger unter dem Namen Quästoren, die auf glänzendem Fuße leben und als Personen von Rang und Macht auftreten, während immer noch genug übrig bleibt, was dem ärarischen Fiskus zufließt, wenn sie das Geld nicht lieber einem Volke kreditiren wollen, was sie häufig so lange thun, bis sie desselben selbst

bedürfen; sonst kommt es selten vor, daß sie es vollständig zurückfordern.

Von diesen Ländereien weisen sie gewisse Gebiets-theile Denjenigen an, die auf ihre Veranlassung sich solchen Gefahren unterziehen, wie ich sie früher bezeichnet habe.

Wenn ein Fürst die Waffen gegen sie ergriffen hat und in ihr Land einzufallen sich den Anschein gibt, so begegnen sie ihm mit großer Macht außerhalb ihrer grenzen, denn sie führen nicht leichtfertig im eigenen Lande Krieg, ebensowenig aber ist je die dringende Nothwendigkeit vorhanden, die sie zwänge, Hilfstruppen den Eintritt in ihr Inselreich zu gestatten.

Von den Religionen der Utopier.

Die Religionen sind nicht nur in allen Theilen der Insel, sondern auch in den einzelnen Städten verschieden, indem in der einen die Sonne, in einer andern der Mond und in wieder einer andern überall ein anderer Planet göttlich verehrt wird.

Es gibt Leute, die irgend einen Menschen, der einst durch Tugend oder Ruhm glänzend her vorgeragt hat, nicht nur für einen Gott, sondern für den höchsten Gott überhaupt halten.

Aber der weitaus größte und vernünftigste Theil

nimmt nichts von all dem, sondern ein göttliches, unbekanntes, ewiges, unendliches, unbegreifliches Wesen an, das über die Fassungskraft des menschlichen Geistes geht und durch das ganze Weltall ergossen ist, nicht durch materielle Größe und Masse, sondern durch seine innewohnende Kraft. Dieses nennen sie Vater, ihm allein schreiben sie den Beginn, das Wachstum, den Fortschritt, die Verwandlungen und das Ende aller Dinge zu und keinem sonst erweisen sie göttliche Ehren.

Aber darin kommen doch alle überein, so Verschiedenerlei sie auch glauben mögen, daß sie nämlich ein höchstes Wesen annehmen, das zugleich als Schöpfer und Vorsehung des Ganzen anzusprechen sei; dieses nennen sie alle gemeinschaftlich in ihrer vaterländischen Sprache Mythras, nur darin gehen sie in ihren Ansichten auseinander, daß Jeder etwas Anderes für »Mythras« hält.

Aber doch meint Jeder, Dasjenige, es sei, was es wolle, was er für das höchste Sein hält, sei dieselbe Natur, deren göttliche Urkraft und Majestät nach der Uebereinstimmung aller Völker die oberste Leitung alles Geschehens zugeschrieben wird.

Uebrigens schwindet die Verschiedenartigkeit abergläubischer Religionsformen unter ihnen mehr und mehr, und jene eine Religion schlingt ein sie zusammenschweißendes Band um sie, die alle übrigen an

Vernunft zu übertreffen scheint. Kein Zweifel, daß die übrigen Religionen schon früher verschwunden wären, wenn nicht jedes unheilvolle Ereigniß, das Einem widerfahren, während er sich mit dem Gedanken getragen, seine Religion zu ändern, anstatt dem Zufalle zugeschrieben zu werden, von der Furcht als eine vom Himmel gesandte Strafe einer Gottheit aufgefaßt worden wäre, womit sie das frevle Beginnen, daß ihr Kultus aufgegeben worden, rächen wolle.

Als sie aber nachmals von uns den Namen Christi, seine Lehre, seine Sitten, Wunder vernahmen, sowie die nicht minder bewundernswerthe Standhaftigkeit so vieler Märtyrer, wie deren freiwillig vergossenes Blut so zahlreiche Volker weit und breit zu seinem Bekenntniß übergeführt habe - da war es schier nicht zu glauben, mit wie willigem Gemüthe auch sie zum Christenthum übertraten, es sei Solches nun geschehen durch Götter heimliche Eingebung, oder aber darum, weil dieser Glaube ihnen am meisten Aehnlichkeit mit jenem heidnischen Glauben zu haben dünkte, der bei ihnen die tiefsten Wurzeln geschlagen hat.

Obwohl ich glaube, daß auch der Umstand von nicht geringem Gewichte war, daß sie erfahren hatten, Christus habe das gemeinsame Leben seiner jünger gern gesehen, und daß dieses in den Zusammenkünften der echten Christen noch heutzutage

gebräuchlich sei.

Aus welchem Grunde dies nun erfolgte, auf alle Fälle sind ihrer nicht wenige zu unserem Glauben übergetreten, und mit heiligem Taufwasser benetzt worden.

Weil aber unter uns Vieren (so Viele waren unser nur noch übrig, da zwei dem Schicksale erlegen waren) leider kein Priester war, so mußten sie, obwohl in allen Punkten unseres Glaubens wohl unterrichtet, gleichwohl auf die Sakramente verzichten, die bei uns nur die Priester auszuspenden pflegen. Aber sie begreifen die Natur derselben, und wünschen so sehr in deren Besitz zu kommen, daß sie über nichts eifriger unter sich Besprechungen halten, als darüber, ob nicht auch ohne das Geheiß des christlichen Papstes Einer von ihnen zum Priester gewählt werden und so diese Würde erlangen könne. Sie scheinen auch diesen Schritt vornehmen zu wollen, doch hatten sie, als ich von ihnen schied, zu diesem Amte noch Niemand erwählt gehabt.

Auch Diejenigen, die nicht der christlichen Religion anhängen, schrecken wenigstens Keinen davon zurück und bereiten Keinem eine Anfechtung, der sie angenommen hat. Nur ein Einziger aus unserer Gesellschaft wurde während meiner Anwesenheit auf Utopia verhaftet. Dieser nämlich, ein Neugetaufter, disputirte, obwohl wir es ihm widerriethen, öffentlich

mit mehr Eifer als Klugheit über das christliche Glaubensbekenntniß, bis er so in Hitze gerathen war, daß er es nicht nur über alle andern erhob, sondern die übrigen auch alle als profan verdammt und ihre Bekenner als Gottlose und Verruchte verlästerte, denen das höllische Feuer ins Gebein fahren solle.

Da er zum Volke dergestalt redete, ergriffen sie ihn und klagten ihn, nicht der Verächtlichmachung anderer Glaubensbekenntnisse, sondern der Erregung von Aufruhr im Volke schuldig, an, verurtheilten und bestraften ihn sodann mit Verbannung. Denn es ist eine ihrer ältesten gesetzlichen Einrichtungen, daß seine Religion Keinem zum Nachtheile gereichen dürfe.

Denn Utopus hatte von Anfang an vernommen, daß die Ureinwohner schon vor seiner Ankunft beständig Religionsstreitigkeiten unter einander geführt hatten, und da er bemerkt hatte, daß dies zu einer allgemeinen Spaltung Veranlassung gab, indem sie sich nur als einzelne Sekten an der Vertheidigung ihres Vaterlandes betheiligen, und daß ihm dadurch die Gelegenheit sehr erleichtert worden war, sie alle der Reihe nach zu besiegen, so setzte er, nachdem dies erreicht war, vor allen Dingen fest, daß Jeder einer beliebigen Religion solle anhängen dürfen, daß es ihm aber auch freigestellt sei, Andere für seinen Glauben zu werden, doch nur mit dem Beding, daß er andere Religionen nicht rauh und bitter angreife, wenn es ihm nicht

gelingt, durch Zureden etwas auszurichten, und daß er keine Gewaltmittel anwende und alle Schmähungen unterdrücke. Einer, der in diesem Punkte allzu unleidlich vorgeht wird mit Verbannung oder Sklaverei bestraft.

Dieses Gesetz hat Utopus nicht nur der Erhaltung des Friedens wegen gegeben, den er unter persönlichem Streit und unversöhnlichem Haß von Grund aus zerstört werden sah, sondern, weil er auch der Meinung war, daß eine solche Entscheidung im Interesse der Religion selbst gelegen sei, über welche er sich keine vermessenen Aufstellungen erlauben wollte, als ob er nicht wisse, ob nicht Gott selbst verschiedenartige und vielfache Cultusformen wünsche, und dem Einen diese, dem Andern jene Religion eingebe.

Aber mit Gewalt und Drohungen erzwingen, daß das, was du für wahr hältst, auch alle Andern wahr bedünken solle, das hielt er für unverschämt und abgeschmackt. Wenn nun höchstens eine Religion die wahre ist, und die andern nichtig und eitel sind, so hat er doch unschwer vorausgesehen (wenn die Sache nur mit Vernunft und Mäßigung behandelt wird), daß die innere Kraft der Wahrheit sich glänzend Bahn brechen werde.

Wenn aber mit den Waffen in der Hand und im Aufruhr gestritten wird, so würde, da die schlechtesten Menschen die hartnäckigsten sind, die beste und

heiligste Religion, wie die Saat unter Dörnern und Sträuchern, unter einem Wust abergläubischer Wahnvorstellungen erstickt werden.

So hat er diese ganze Frage offen gelassen und einem Jeden es völlig freigestellt, was er glauben wolle und was nicht. Nur das Eine hat er hoch und theuer verboten, daß jemand so tief unter die Würde der menschlichen Natur sinke, daß er des Glaubens sei, die Seele sterbe zugleich mit dem Leibe, oder die Welt werde nur so von ungefähr, ohne höhere Vorsehung, im Getriebe erhalten.

Und so glauben sie denn, daß die Laster nach diesem Leben bestraft werden, für die Tugend aber Belohnungen ausgesetzt sind; den, der das Gegentheil glaubt, erachten sie gar nicht für ein menschliches Wesen, als Einen, der die erhabene Natur seiner Seele bis zur Stufe eines bloß thierischen Körpers erniedrigt hat, und sie versagen ihm noch mehr Rang und Stellung eines Bürgers unter ihnen, deren Einrichtungen und Gebräuche er (wenn ihm die Furcht darin nicht Schranken setzte) nur »wie Luft« behandeln würde. Denn wem kann ein Zweifel darüber bleiben, daß ein Solcher die öffentlichen vaterländischen Gesetze entweder hinterlistig heimlich umgehen, oder sie gewaltsam übertreten wird, da er nur seinen persönlichen Lüsten dient, wenn er über die Gesetze hinaus nichts fürchtet und keine Hoffnung weiter hegt, als für

seinen Körper.

Einem so Gesinnten wird daher keinerlei Ehre erwiesen, kein obrigkeitlicher Posten übertragen, er kann keinem öffentlichen Amte vorstehen. Er wird überall, wegen seiner trägen, unnützen Natur verachtet. Gleichwohl belegen sie ihn nicht mit Strafe, weil sie der Ueberzeugung sind, daß Keiner es in seiner Macht und Willkür habe, einen beliebigen glauben zu bekennen; aber ebensowenig zwingen sie ihn, seine Gesinnung zu verstellen und zu heucheln, denn von Lüge und Verstellung wollen sie nichts wissen, diese sind vielmehr, als dem Betrüge schon sehr nahe kommend, bei ihnen streng verpönt. Doch ist ihm verboten, sich in Erörterungen über seine abweichenden Ansichten einzulassen, wenigstens vor dem gemeinen Volke. Aber vor den Priestern und ernsten gesetzten Männern das zu thun, dazu werden sie im Gegentheil sogar ermahnt, indem man sich dem Vertrauen hingibt, ihr Wahnwitz werde doch endlich der Vernunft weichen.

Es gibt auch Solche, und deren gar nicht wenige, die man ungehindert gewähren läßt, die nicht gänzlich der Vernunft entbehren und die nicht schlecht sind, die vielmehr in den entgegengesetzten Fehler verfallen und auch die Seele der Thiere für ewig halten. Aber sie seien doch mit den unsrigen an Würde nicht zu vergleichen und nicht zu dem gleichen Grade von

Glück geboren, denn sie glauben fast insgesamt mit vollendeter Sicherheit, das Glück der Menschen in jenem Leben werde ein so überschwängliches sein, daß sie zwar Jedermanns Krankheit, aber Niemand's Tod beweinen, außer den Derjenigen, die sie ungern und angsterfüllt aus dem Leben scheiden sehen. Denn das halten sie für ein höchst übles Anzeichen, als ob dessen Seele aller Hoffnung bar sei und ein schlechtes Gewissen habe und als ob sie in dunkler Ahnung vor der bevorstehenden Strafe sich fürchte, das Leben zu verlassen. Ueberdies werde der, meinen sie, Gott keineswegs willkommen sein, der, wenn er gerufen wird, sich nicht freudig zu ihm drängt, sondern nur unwillig und widerstrebend in seine Nähe gezogen wird.

Ein derartiger Tod hat für die Zuschauer etwas Grauenhaftes; trauernd und schweigend tragen sie einen so Gestorbenen hinaus und, nachdem sie gebetet, daß Gott seiner abgeschiedenen Seele gnädig sein und ihr ihre Sünden verzeihen möge, verscharren sie den Leichnam unter die Erde. Diejenigen dagegen, die frohgemuth und hoffnungsvoll dahingegangen sind, betrauert Niemand; mit Gesang begleiten sie sie auf ihrem letzten Wege, empfehlen deren Seele liebevoll in Gottes Hut, verbrennen die Leiber ehrfurchtsvoll, doch nicht schmerzlich bewegt, und errichten dem Todten eine Gedenksäule an Ort und Stelle, auf die seine Titel eingemeißelt worden sind. Und wenn sie

nach der Bestattung heimgekehrt sind, so bilden Leben und Charakter des Verewigten den Gegenstand ihres Gesprächs, wobei sie keinen Abschnitt seines Lebens lieber und öfter behandeln, als seinen schönen, seligen Tod.

Diese Feier zum Gedächtniß ihrer Rechtschaffenheit halten sie für einen höchst wirksamen Anreiz zur Tugend bei den Lebenden, sowie für eine den Todten höchst angenehme Huldigung, von denen man annimmt, daß sie den Besprächen über sie beiwohnen, wenn auch (für das blöde Gesicht der Sterblichen) unsichtbar.

Denn es wäre ja etwas dem Loose der Seligen Unangemessenes, wenn es ihnen nicht frei stände, überallhin zu wandern, wohin sie wollen, und es wäre undankbar von ihnen, wenn sie mit dem Leben zugleich der Sehnsucht ledig geworden wären, ihre Freunde wieder zu sehen, mit denen sie bei Lebzeiten durch gegenseitige Liebe und Sympathie verbunden waren, welche doch nach ihrer Auffassung, wie alle übrigen guten Eigenschaften guter Menschen, nach dem Tode nur zunehmen können, anstatt abzunehmen. Darum glauben sie, daß die Todten noch unter den Lebenden umwandeln, und als Zuhörer und Zuschauer von den Reden und Handlungen der Lebenden zugegen sind. Sie gehen mit um so viel mehr Zuversicht an ihre Unternehmungen und Geschäfte, im Vertrauen auf solche

Schirmherren, und auch von jeder heimlichen Schandthat hält sie die geglaubte Gegenwart der Vorfahren zurück.

Vogelflug-Wahrsagungen und alle die anderen abergläubischen Wahrsagereien, wie sie bei anderen Völkern hoch im Schwange sind, betreiben sie ganz und gar nicht und verlachen sie nur.

Wunder dagegen, die gegen den Lauf der Natur erfolgen und ihn durchkreuzen, halten sie als Beweise und Zeugen der wirkenden Macht der Gottheit in Ehren. Solche sollen dort zu Lande häufig vorkommen und in wichtigen und zweifelhaften Angelegenheiten flehen sie mit großer Zuversicht durch öffentliche Fürbitte um solche und erlangen sie auch.

Sie halten die Betrachtung der Natur und Lob und Preis derselben, die sich daraus ergeben, für einen Gott wohlgefälligen Kult; doch gibt es auch Solche, und ihrer gar nicht Wenige, die sich so ganz in der Religion leiten lassen, daß sie die Wissenschaften vernachlässigen und die Erkenntniß der Dinge hintansetzen; doch dem Müssiggange sind sie nicht ergeben, sondern sie glauben die Seligkeit im Jenseits nur durch rege Tätigkeit und gute Werke zu verdienen.

Daher pflegen die Einen die Kranken, die Andern bessern Wege und Straßen aus, Jene säubern Gräben, repariren Brücken, stechen Rasen, graben und schaufeln Sand und Steine aus, fällen, spalten und zersägen

Bäume, transportiren auf Karren Holtz Getreide und Anderes nach den Städten, und nicht blos für Zwecke des Gemeinwesens, sondern sie geben sich auch für Privatleute zu Dienern her, ja sind unterwürfiger als die Sklaven, denn alle harte, schwierige und schmutzige Arbeit, wovon die Andern durch Arbeitsscheu, Ekel, Verzagtheit zurückgeschreckt werden, übernehmen sie freiwillig und heitern Sinnes, wodurch sie Andern behagliche Muße ermöglichen, während sie selbst nichts als Arbeit und Plage haben, die sie nicht in Rechnung Stellen; sie haben auch kein schmähen-des Wort für die Andern wegen ihrer anders gearteten Lebensführung und überheben sich selber nicht.

Aber je mehr sie sich wie Sklaven gehalten, desto höher stehen sie nur bei Allen in Ansehen und Ehren.

Es sind ihrer aber zwei Secten. Die eine ist die der Unverheiratheten, die sich nicht nur des fleischlichen Umgangs mit dem andern Geschlechte völlig enthält, sondern auch des Genusses von Fleischspeisen und Einige sogar des Fleisches aller Thiergattungen. Sie verwerfen alle Vergnügungen des irdischen Lebens als schädliche Dinge, und trachten nur nach den Freuden des künftigen die sie durch Nachtwachen und vergossenen Schweiß zu verdienen hoffen; sie sind alle die Zeit über wohlgemuth und rüstig.

Die zweite Secte greift nicht weniger bei der Arbeit zu, zieht es aber vor, in den Ehestand zu treten,

dessen trostgewährende Natur sie nicht verschmähen; zudem meinen sie, sie schuldeten der Natur den Zoll und dem Vaterlande Kinder. Sie wenden sich von keinem Vergnügen ab, welches sie nicht von der Arbeit abzieht. Das Fleisch der Vierfüßer ist ihnen aus dem Grunde willkommen, weil sie sich durch dessen Genuß zu Arbeiten mannigfachster Art tauglicher erachten.

Diese halten die Utopier für die klügeren, Jene für die Frömmeren. Wenn Diejenigen, welche die Ehelosigkeit vorziehen und ein rauheres, hartes Leben einem gemächlichen, sich auf Vernunftgründe stützen wollten, so würden die Utopier sie auslachen ; so aber, da Jene selbst bekennen, von religiösen Motiven geleitet zu werden, achten sie sie hoch und verehren sie, denn in keinem Punkte nehmen sie sich so in Acht, wie darin, daß sie über Religion nicht etwas Unbedachtes verlauten lassen.

So also sind Diejenigen beschaffen, die sie mit einem eigenen Worte in ihrer Landessprache Buthresken nennen, welches Wort mit »gottesfürchtig« übersetzt werden darf.

Sie haben Priester von außerordentlicher Frömmigkeit, und deshalb sind deren nur sehr wenige, denn es sind ihrer nicht mehr als dreizehn in den einzelnen Städten für die gleiche Anzahl von Gotteshäusern, außer zu Kriegszeiten, wo sieben von diesen zum

Heere abgehen, an deren Stelle inzwischen ebenso viele nachernannt werden müssen; wenn jene aber zurückkehren, nehmen sie ihre Amtsstellen wieder ein; die überzähligen sind einstweilen, d.h. bis sie in die durch Todesfall erledigt werdenden Plätze einrücken, Amtsgehilfen des Oberpriesters. Einer ist nämlich der Vorgesetzte aller übrigen Priester.

Sie werden vom Volke gewählt und zwar nach Maßgabe der anderen Obrigkeiten, in geheimer Abstimmung, um Gunst und Gehässigkeit zu vermeiden; die Gewählten werden vom Priestercollegium eingeweiht. Sie haben Alles in geistlichen Angelegenheiten anzuordnen, überwachen die religiösen Gebräuche, und sind gleichsam Sittenrichter.

Es wird für eine große Schande gehalten, von ihnen wegen eines unehrenhaften Handels vorgefordert und gerügt zu werden. Wie aber Ermahnen und Warnen ihres Amtes ist, so ist es Sache des Fürsten oder der sonstigen Obrigkeiten, die Missethäter zu maßregeln und zu strafen, ausgenommen, daß die Priester Jenen den antritt zum Heiligthum untersagen, die sie als frevelhafte Uebelthäter erkannt haben; und es gibt wohl keine Strafe, vor der sich diese mehr fürchten. Denn es trifft sie dadurch höchlich Schande und Unehre und sie werden von geheimer religiöser Furcht gefoltert, ja sie fürchten sogar für ihre körperliche Sicherheit, weil, wenn sie nicht schleunige Furcht den Priestern

kundgeben, sie ergriffen und vom Senate mit der Strafe für Gottlosigkeit belegt werden.

Kindheit und heranwachsende Tugend werden von den Priestern unterrichtet; für eine Grundlage in den Wissenschaften wird nicht früher gesorgt, bis ein sittliches Fundament gelegt ist, denn sie lassen es sich aufs höchste angelegen sein, gute und für den Bestand des Staatswesens heilsame Gesinnungen und Grundsätze in die noch zarten und fügsamen Gemüther der Kinder einzupflanzen. Wenn solche Lehren bei den Kindern in Fleisch und Blut übergegangen sind, bleiben ihnen auch die Männer getreu und bilden eine mächtige nützliche Schutzwehr des Staatswesens, das nur dadurch zerfällt, daß die Laster, die aus nichtsnutzigen Gesinnungen entspringen, um sich greifen.

Die Priester (sofern sie nicht Frauen sind, denn auch das weibliche Geschlecht ist von diesem Stande nicht ausgeschlossen, wenn die Wahl auch selten auf sie fällt, wie denn auch nur Wittwen und alte Frauen gewählt werden) haben die auserwähltesten Frauen der Volksgenossen zu Gattinnen.

Keiner Obrigkeit wird bei den Utopiern mehr Ehrerbietung gezollt, und diese geht so weit, daß, wenn ein Priester ein Verbrechen begangen hat, er keinem weltlichen Gerichte unterliegt; er wird Gott und sich selbst überlassen. Die Utopier halten es nämlich nicht für erlaubt. Denjenigen, ein so großer Frevler er auch

sei, mit sterblicher Hand zu berühren, der Gott auf eine so eigenartige Weise, gleichsam wie ein Weihgeschenk, geweiht ist.

Diese Sitte ist um so leichter inne zu halten, als nur so wenige Priester, und diese mit solcher Sorgfalt erwählt werden. Somit ereignet es sich kaum einmal, daß, da aus den Guten nur der Beste zu so hoher Würde lediglich seiner Tugend wegen erhoben wird, er zu Lastern und Verderbtheit entartet; und, wenn es immerhin einmal geschieht, wie denn die menschliche Natur wandelbar ist, so ist doch, da es sich ja nur um so sehr Wenige handelt und diese außer den Ehren mit keiner Macht bekleidet sind, von ihnen in Bezug auf öffentliche Schädigung des Gemeinwesens nichts zu fürchten.

Sie haben deswegen so wenig Priester, damit nicht die Würde des Standes, dem sie jetzt eine so hohe Verehrung entgegenbringen, dadurch, daß Viele derselben theilhaft werden können, herabsinke; doch insbesondere deswegen, weil sie es für sehr schwer halten, Viele zu finden, die so sittlich gut sind, daß die dieser Würde würdig sind, die zu bekleiden mehr als gewöhnliche Tugenden erforderlich sind.

Ihre Werthschätzung ist zu Hause nicht größer, als bei den auswärtigen Völkern, und es ist leicht ersichtlich, woher dies, wie ich glaube, rührt.

Während die Truppen um Entscheidung in der

Schlacht ringen, lassen sich Jene nicht weit davon auf die Kniee nieder, mit ihren geweihten Geländern angethan, und flehen mit zum Himmel emporgestreckten Händen vor allen Dingen um Frieden, dann um Sieg für die Ihrigen und um einen möglichst unblutigen Ausgang für beide Theile. Wenn die Ihrigen siegen, eilen sie in das Schlachtgewühl und thun dem Wüthen gegen die geschlagenen Einhalt; wer sie nur sieht und ihnen zuruft, dem ist sein Leben gesichert. Die Berührung ihrer wallenden Gewänder sodann rettet all ihr Besitzthum vor allen weiteren Unbilden des Krieges.

Daher genießen sie bei allen Völkern rings umher eine so große Verehrung und sind von so viel wahrer Majestät umgeben, daß ihre Anwesenheit in der Schlacht für ihre eigenen Bürger einen nicht minderen Schutz gegen die Feinde bedeutet, als sie ein solcher für die Feinde gegen die Utopier sind. Es ist wenigstens manchmal vorgekommen, daß, wenn ihre Schlachtordnung geworfen worden war und sie sich in verzweifelter Lage zur Flucht wandten, und die Feinde zur Plünderung und Niedermetzlung heranstürmten, durch die Dazwischenkunft der Priester die völlige Niederlage aufgehalten, die gegenseitigen Truppen getrennt worden und der Friede unter billigen Bedingungen zu Stande gekommen und abgeschlossen worden ist.

Und noch niemals hat es ein so wildes, grausames und barbarisches Volk gegeben, daß Leib und Leben dieser Priester ihm nicht als hochheilig und unverletzlich gegolten hätte.

Feste feiern sie am ersten und am letzten Tage jedes Monats und des Jahres, das sie in Monate eintheilen, die nach dem Mondumlaufe gegliedert sind, während der Umlauf der Sonne das Jahr begrenzt. Die ersten Tage heißen in ihrer Landessprache Eynemernen, die letzten Trapemernen, welche Wörter als »Anfangsfest« und »Endfest« gedeutet werden mögen.

Man findet bei ihnen prachtvolle Tempel, nicht nur trefflich gebaute, sondern, was bei der geringen Anzahl derselben nöthig war, sehr geräumige, die große Volksmassen fassen können, Trotzdem aber sind sie halbdunkel, was nicht aus Unverstand der Baumeister, sondern auf den Rath der Priester so eingerichtet worden sein soll, weil übermäßig helles Licht die Gedanken ablenke und zerstreue, während durch matten und gleichsam zweifelhaftes die Gemüther gesammelt würden und das Gefühl der Andacht sich erholte.

Denn wenn auch nicht eine und dieselbe Religion auf der Insel herrscht, so stimmen doch die Glaubensbekenntnisse, so verschiedentlich und vielfach sie auch sind, darin überein, daß sie auf verschiedenen Wegen in der Verehrung der göttlichen Natur die in

einem Endziel zusammenkommen; daher sieht und hört man in den Tempeln nichts, was nicht für alle Kulte gemeinsam zu passen schiene.

Der besondere Gottesdienst einer Sekte wird in ihren Privathäusern abgehalten. Der allgemeine öffentliche Gottesdienst ist so beschaffen, daß keiner Privateigenheit eines Kultus zu nahe getreten wird. Daher ist kein Götterbild im Tempel zu erblicken, damit es Jedem unbenommen bleibe, unter welcher Gestalt er sich Gott nach seiner besonderen Religion vorstellen will, sie rufen Gott nicht unter einem bestimmten Namen, sondern nur unter dem des Mythras an, mit welchem Worte sie alle einmüthig die Natur her göttlichen Majestät bezeichnen, was diese auch sei; und es werden keine Gebete gesprochen, die nicht ein Jeder vorbringen könnte, ohne sich gegen seine Sekte zu verfehlen.

An den Endfesttagen kommen sie Abends noch nüchtern zusammen, um Gott für das glücklich vollbrachte Jahr oder desgleichen Monat, dessen letzter Tag dieser Festtag ist, Dank zu sagen; am nächsten Tag, das ist am Anfangsfesttage, strömen sie früh in die Tempeln zusammen, um für das folgende Jahr oder den folgenden Monat, das oder der durch diesen Festtag eingeweiht wird, Glück und Heil zu erbitten.

Bevor sie sich an den Endfesttagen nach dem Tempel begeben, bekennen zu Hause die Frauen, indem

sie ihren Männern, die Kinder, indem sie den Eltern zu Fuß fallen, daß sie gesündigt haben, sei's durch Begehung eines direkten Vergehens, sei's durch fahrlässige Erfüllung einer Pflicht, und bitten für ihren Fehler um Verzeihung; und so wird jede leichte Wolke, die etwa aufgestiegen war und den Frieden am häuslichen Himmel verdunkelt hatte, zu voller Genugthuung verflüchtigt, so daß sie sie (Utopier) mit reinem und heiterem Gemüthe dem Gottesdienste beiwohnen können, denn mit getrübt anwesend zu sein, verbietet ihnen ihr Gewissen, und wenn sie sich daher eines gegen jemand gehegten Grolles oder Zornes bewußt sind, so drängen sie sich nicht in das Gotteshaus, so lange sie sich nicht versöhnt und ihre Herzen von unlauteren Leidenschaften gereinigt haben, aus Furcht, daß die Rache des Himmels sie treffe.

Sobald sie eintreten, begeben sich die Männer auf die rechte Seite des Tempels, die Frauen auf die linke, dann ordnen sie sich so, daß die männlichen Mitglieder jeder Familie vor dem Familienvater Platz nehmen und die Hausfrau die Reihe der weiblichen Mitglieder schließt.

Das ist deswegen so vorgesehen, damit die Geberden und das Gebahren Aller von Denjenigen genau beobachtet werden können, die die häusliche Gewalt über die andern Alle haben; wie sie denn auch sorgsam daraus sehen, daß ein Jüngerer an diesem Orte

mit einem Aelteren zusammengesetzt werde, damit nicht die Kinder, sich unter einander überlassen, diese Zeit mit kindischen Läppereien verbringen, während welcher sie gerade hauptsächlich fromme Furcht vor dem Himmlischen empfinden sollten, welche der stärkste und fast einzige Anreiz zur Tugend ist.

Bei ihren Opfern schlachten sie keine Thiere und wähnen nicht, daß sich die göttliche Güte an Blut und Mord freue, die Allem, was da lebt, das Leben nur gegeben hat, damit es sich froh auslebe.

Sie zünden Weihrauch an und andere Wohlgerüche und tragen zahlreiche Wachskerzen vor sich her, nicht, als ob sie nicht müßten, daß das Alles der göttlichen Natur in keiner Weise fördersam ist, wie es auch die Gebete der Menschen nicht sind, aber eine harmlose Art der Verehrung gefällt ihnen, und durch diese Düfte, Lichter und die anderen Ceremonien fühlen sich die Menschen, ich weiß nicht wie, gehoben und erheben sich mit um so viel fröhlicherem Gemüthe zur Anbetung Gottes.

Das Volk hat im Tempel weiße Kleider an, der Priester ist in bunte Farben gekleidet, eine Gewandung, die durch Arbeit und Schnitt und Mache bewundernswerth, doch von wenig kostbarem Stoffe ist, denn sie ist weder mit Gold durchwirkt, noch mit werthvollen, seltenen Steinen bestickt, sondern mit verschiedenen Vogelfedern so sinnreich und kunstvoll

gearbeitet, daß der kostbarste Stoff den Werth der Arbeit nicht aufwiegen würde. Ueberdies, heißt es, sind in diesen Schwingen und Federn und in gewissen Anordnungen derselben, welche auf dem priesterlichen Gewande wahrzunehmen sind, gewisse verborgene Geheimnisse enthalten, durch deren bekannte Auslegung (die von den Priestern sorgfältig überliefert wird) sie an die ihnen zu Theil gewordenen Wohlthaten Gottes und umgekehrt auch an die Gott schuldige Pietät, sowie an die Pflichten, die sie gegenseitig unter einander zu erfüllen haben, erinnert werden.

Sobald sich der Priester in diesem Ornate auf der Schwelle des Heiligthums zeigt, werfen sie sich insgesammt verehrungsvoll zu Boden, unter so allgemeinem tiefen Schweigen, daß dieser Anblick allein schon einen gewissen überirdischen Schauer einflößt, als ob eine Gottheit anwesend sei.

Nachdem sie eine Weile am Boden verweilt, erheben sie sich auf ein vom Priester gegebenes Zeichen wieder und lobsingen Gott, wozu zwischendurch Instrumentalmusik ertönt; die betreffenden Instrumente sind größtentheils von anderer Gestalt als die in unserem Erdkreise bekannten. Die meisten übertreffen die bei uns üblichen bedeutend an Sanftheit des Tons, manche sind mit den unsrigen nicht einmal zu vergleichen.

In einem Punkte aber sind uns die Utopier

zweifelloos bei weitem voraus, nämlich darin, daß ihre Musik, sei es Instrumental-, sei es Vokalmusik, so vorzüglich die natürlichen Gemüthsbewegungen nachahmt und zum Ausdrucke bringt, und die Töne durchweg so fachgemäß gehalten sind, daß, ob es sich um flehendes Gebet, oder um fröhliche, sanfte, stürmische, traurige, zornige Rede handelt, die Form der Melodie sich so treffend dem Sinne anschmiegt, daß die Gemüther der Zuhörer wunderbar ergriffen, durchdrungen, entflammt werden.

Zuletzt sprechen Priester und Volk feierliche Gebete zusammen in Worten, die so gefaßt sind, daß, was Alle hersagen, Jeder auch auf sich selbst beziehen kann. In diesen Gebeten erkennen sie Gott als den Allesregierer an, und sagen für zahllose empfangene Wohlthaten Dank, insbesondere aber dafür, daß sie durch die Gunst Gottes in dem glücklichsten Staatswesen, das es gibt, das Licht der Welt erblickt haben, und jener Religion theilhaft geworden sind, die sie für die wahrste halten.

Wäre das ein Irrthum, oder gäbe es in beiden Beziehungen ein Besseres, das mehr Gottes Billigung habe, so bitten sie ihn, daß er sie erleuchte und daß sie bereit seien, ihm in Allem zu folgen, welche Wege er sie auch weise; wenn aber diese Staatsform die beste ist und ihre Religion die richtigste, dann möge ihnen selbst Gott Standhaftigkeit verleihen und die

Gesammtheit der Sterblichen zur Einführung derselben Lebenseinrichtungen und zum selben Gottesglauben bewegen, wenn es nicht sein unerforschlicher Wille sei, daß diese Verschiedenheit der Religionen bestehe, weil er daran Gefallen findet.

Schließlich bitten sie um einen leichten seligen Tod und um Aufnahme zu Gott; wie bald oder wie spät das geschehen solle, darum wagen sie nicht zu bitten. Und wenn es, ohne Gottes Majestät zu verletzen, geschehen könne, so liege es ihnen vielmehr am Herzen, selbst den schwersten Tod zu erleiden und zu Gott zu gehen, als ihm sogar um den preis des glücklichsten Lebenslaufes so viel länger fern zu bleiben.

Wenn sie dieses Gebet gesprochen haben, werfen sie sich abermals zu Boden und stehen bald darauf wieder auf und gehen sodann zum Mittagessen.

Den übrigen Theil des Tages verbringen sie mit Spielen und militärischen Uebungen. - - -

Nun habe ich nach bestem Vermögen wahrheitsgemäß die Form dieser Republik beschrieben, die ich sicherlich nicht nur für die hefte, sondern auch für die einzige halte, die mit vollem Rechte den Namen Republik, »Gemeinwesen«, verdient. Denn irgendwo anders ist, während sie Alle vom Allgemeinen Wohl sprechen, doch Jeder nur auf seinen eigenen Nutzen bedacht. Aber da, wo es kein Privateigenthum gibt, wird das öffentliche Interesse ernstlich

wahrgenommen, und zwar auf beiden Seiten mit vollem Rechte. Denn wer würde anderwärts wohl nicht wissen, daß er Hungers sterben müßte, wenn er, selbst bei dem blühendsten Stande des Staates nicht selbst für sich wacker sorgt?

Und so wird er durch die unausweichliche Nothwendigkeit gedrängt, mehr seinen Vortheil, als den des Volkes, d. i. der Andern, im Auge zu haben.

In Utopien dagegen, wo Alles Allen gehört, zweifelt Niemand daran (wenn nur dafür gesorgt ist, daß die öffentlichen Speicher gefüllt sind) daß ihm je etwas für seine Privatbedürfnisse fehlen werde. Denn dort gibt es keine knickerig-hämische Vertheilung der Güter, keine Armen und keine Bettler, und obwohl Keiner etwas besitzt, sind doch Alle reich.

Denn gibt es einen herrlicheren Reichthum, als ohne jede Sorge, frohen und ruhigen Gemüthes zu leben? ohne für seinen Lebensunterhalt sorgen zu müssen, ohne von den beharrlich jammernden Klagen der Gattin gequält zu werden, ohne fürchten zu müssen, daß der Sohn in Noth gerathen werde, und wegen der Mitgift der Tochter unbesorgt sein zu dürfen, sondern für ihren und aller der Ihrigen Lebensunterhalt, der Gattin, der Söhne, der Enkel, Urenkel und Ururenkel und für die ganze Reihe der Nachkommen, so lang sie auch immer sei, gesorgt und deren Glück verbürgt zu wissen? Es wird nicht weniger für Diejenigen

gesorgt, die jetzt arbeitsunfähig sind, aber einst gearbeitet haben, wie für die Diejenigen, die zur Zeit noch arbeiten.

Da möchte ich doch sehen, ob sich Einer erdreistet, mit diesem hohen Billigkeitssinne die Gerechtigkeit anderer Völker zu vergleichen, und ich will gleich des Todes sein, wenn bei ihnen überhaupt eine Spur von Gerechtigkeit oder Billigkeit zu finden ist.

Denn was ist das für eine Gerechtigkeit, daß irgend ein Adeliger oder Goldschmied oder ein Wucherer oder ein beliebiger Anderer, die rein nichts thun und leisten, oder, wenn sie etwas thun, nur Derartiges, was für das Gemeinwohl nicht erforderlich ist, ein glänzendes, üppiges Leben führt, das ihm der Müsiggang oder ein ganz überflüssiges Geschäft ermöglicht, während hingegen ein Tagelöhner, ein Fuhrmann, ein Schmied, ein Landmann, die so viel und so hart und emsig arbeiten müssen, wie es kaum die Zugthiere auszuhalten im Stande sind, deren Arbeiten überwies so unentbehrlich sind, daß kein Staatswesen auch nur ein Jahr ohne dieselben bestehen könnte, einen so erbärmlichen Lebensunterhalt erwerben, ein so elendes Leben führen, daß die Lebensbedingungen der Zug- und Lastthiere als bei weitem günstiger erscheinen könnten, denn sie werden nicht so zu endloser Arbeit angehalten, und ihre Kost ist kaum eine schlechtere, aber ihr Leben ist dadurch angenehmer

daß sie für die Zukunft nicht zu fürchten brauchen.

Die genannten Personen hingegen hetzt unfruchtbare, öde Arbeit in der Gegenwart ab, und der Gedanke an ein hilfeentblößtes Alter martert sie zu Tode, denn ihr täglicher Lohn ist so gering, daß er unmöglich für den Tag ausreichen kann, geschweige denn, daß auch nur das Geringste davon erübrigte, was zur Verwendung im Alter zurückgelegt werden könnte.

Ist das nicht ein ungerechter und undankbarer Staat, der den Adeligen, wie sie heißen, und den Goldschmieden, und den übrigen Leuten ähnlichen Schlages, oder Müßiggängern oder bloßen schmarotzenden Fuchsschwänzern, oder denen, die nur für Herstellung nichtiger Vergnügungen thätig sind, das beste Wohlleben verschafft, den Bauern, Köhlern, Tagelöhnern, Fuhrleuten und Schmieden dagegen, ohne welche ein Staat überhaupt nicht existiren konnte, gar nichts Gutes zu Theil wird?

Aber nachdem ein solcher Staat die Arbeitskräfte im blühendsten Lebensalter mißbraucht hat, belohnt er die von der Last der Jahre und Krankheit Gebeugten, von allen Hilfsmitteln Entblößten, so vieler durchwachter Nächte, so vieler und so großer Dienste uneingedenk in schnödesten Undankbarkeit mit einem jammervollen Tode, dem man die Leute überläßt.

Und an diesem spärlich zugemessenen Lohne der Armen knappszen die Reichen täglich noch ein klein

wenig ab, nicht nur durch private List und Trug der Einzelnen, sondern auch durch öffentliche Gesetze, so daß, was früher Unrecht schien, den um den Staat so wohlverdienten Arbeitern mit Undank zu lohnen, sie jetzt aus dem Wege der Gesetzgebung sogar zu einem rechtlichen Zustande gemacht haben.

Wenn ich daher alle die Staaten, welche heutzutage in Blüthe stehen, durchnehme und betrachte, so sehe ich, so wahr mir Gott helfe, in ihnen nichts Anderes, als eine Art Verschwörung der Reichen, die unter dem Deckmantel und Vorwande des Staatsinteresses lediglich für ihren eigenen Vortheil sorgen, und sie denken alle möglichen Arten und Weisen und Kniffe aus, wie sie das, was sie mit üblen Künsten zusammen gerafft haben, erstens ohne Furcht es zu verlieren, behalten, sodann wie sie die Arbeit aller Armen um so wenig Entgelt als möglich sich verschaffen mögen, um sie auszunutzen.

Diese Anschläge, welche die Reichen im Namen der Gesammtheit, also auch der Armen aufgestellt und durchzuführen beschlossen haben, wurden dann zu Gesetzen erhoben. Aber wenn diese grundschlechten Menschen alle Besitzthümer, die für Alle hingereicht hätten, unter sich getheilt haben - wie weit sind sie dann noch von dem Glückseligkeitszustande des uto-pischen Staatswesens entfernt !

Aus diesem ist zugleich mit dem gebrauche des

Geldes aller Geiz und alle Gier verbannt, eine Last - und welcher - von Verdrießlichkeiten abgeschnitten und welche üppige Saat aller Laster mit der Wurzel ausgereutet! Denn, wer weiß nicht, daß Betrug, Diebstahl, Raub, Aufruhr, Zank und Streit, Aufstände, Mord, Verrath, Giftmischerei, die durch tägliche Strafen mehr geahndet als verhindert werden, mit der Beseitigung des Geldes verschwinden und dazu Furcht, Angst, Sorgen, Plagen, Nachtwachen, die alle mit dem Gelbe zugleich aus der Welt gehen; ja, die Armut selbst die man doch allein für des Geldes bedürftig hält, würde von Stund' an, wo das Geld hinweggenommen wäre, ebenfalls abnehmen.

Am dir das ganz klar zu machen, so stelle dir einmal ein unfruchtbares Jahr, ein Jahr des Mißwachses vor, in dem eine Hungersnoth kaufende von Menschen dahingerafft hätte, - da behaupte ich nun geradezu, daß zu Ende dieser Hungersnoth so viel Getreide in den Kornspeichern der Reichen, wenn sie ausgeleert würden, gefunden werden könne, daß es, unter die Nothleidenden vertheilt, welche Auszehrung und schleichender Fieber weggerafft haben, überhaupt kein Gefühl von der Ungunst des Himmels und des Bodens hätte aufkommen lassen; so leicht wäre der Lebensunterhalt zu beschaffen, wenn nicht das gesegnete Geld, welches insbesondere dazu erfunden ist, daß es uns ja eben die Pforten zu den Hallen des

Lebensgenusses öffne, dieselben umgekehrt gerade verschlösse.

Das fühlen, wie ich nicht zweifle, auch die Reichen, und sie wissen auch sehr wohl wie viel besser die Verhältnisse wären, in denen man keine notwendige Sache entbehrte, als daß man Ueberfluß an vielen überflüssigen Dingen hat, Verhältnisse, in denen man lieber zahlreichen Uebeln entrückt wäre, statt von Bergen von Reichthümern gleichsam belagert zu sein.

Ich lasse mir auch nicht beifallen, einen Zweifel zu hegen, daß entweder die vernünftige Erwägung des eigenen Vorthells, oder die Autorität unseres Heilands Christus (der bei seiner holtten Weisheit wohl wissen mußte, was das Beste ist, und bei seiner unendlichen Güte das anrathen, was er als das Beste erkannte) unseren ganzen Welttheil schon längst zu der Gesetzgebung dieses (des utopischen) Staatswesens geführt haben würde wenn nicht ein gräuliches Unthier, Ursprung und Zeugerin alles Fluches und Verderbens, die Hoffart, aus aller Macht widerstrebte, die das Wohlsein nicht nach dem eigenen Vortheil, sondern nach dem Schaden der Andern bemißt.

Sie würde sogar auf den Rang einer Göttin verzichten, wenn es keine Armen gäbe, über die sie herrschen, und die sie hochfahrend behandeln könnte. Durch Kontrast mit dem Elend strahlt erst recht das

Glück der Reichen, das seine Schätze auskramt und die entbehrende Noth peinigt und aufreizt.

Diese höllische Schlange kriecht und wühlt in den Herzen der Menschen und hält sie davon ab, einen besseren Lebensweg einzuschlagen, wie der Fisch, Schiffshalter genannt, das Schiff zurückhält. Sie nistet so tief in der Menschen Brust, daß sie nicht leicht herausgerissen werden kann.

Ich freue mich, daß diese Form des Staatswesens, die ich allen Menschen wünschen würde, wenigstens den Utopiern zu Theil geworden ist, die solche Einrichtungen für ihr Leben getroffen haben, mit denen sie das glücklichste Fundament zu ihrem Staate gelegt haben, aber nicht nur das, sondern, so viel menschliche Voraussicht zu weissagen im Stande ist, zu einem Staate, der von ewiger Dauer sein wird.

Denn, nachdem die Wurzeln des Ehrgeizes und der Parteiungen mit den übrigen Lasten im Innern ausgerottet sind, droht keine Gefahr mehr, daß ein Bürgerzwist ausbreche, welcher den ausgezeichnet fundirten Wohlstand vieler Gemeinden und Städte dem Ruin entgegenführen könne.

Und da die innere Eintracht nicht zu zerstören ist, und die Staatlichen Einrichtungen das Heil Utopiens verbürgen, so ist der Neid aller benachbarten Fürsten (der es Schon gar oft versucht hat, dessen Versuche aber stets zurückgeschlagen worden sind)

ohnmächtig, dieses Reich zu erschüttern oder in Aufruhr zu versetzen.

*

Als Raphael so nun erzählt hatte, kam mir Allerlei zu Sinne, was in den Sitten und Gesetzen dieses Volkes geradezu ungereimt erschien, nicht nur bei Begründung ihrer Kriegsführung, ihrer gottesdienstlichen Einrichtungen, ihrer Religion und obendrein noch anderer Einrichtungen, sondern vor allem auch das, was das eigentliche Hauptfundament ihres ganzen Bestandes ist, ihr Leben nämlich, ihre gemeinsame Lebensweise ohne allen Geldverkehr, wodurch allein der ganze Adel, die Pracht, der Glanz der wahren Majestät, wie es so die allgemeine Ansicht ist, die Zierde und der Schmuck des Staates, von Grund aus aufgehoben wird.

Gleichwohl machte ich keine Einwendung, da ich wußte, daß er vom langen Erzählen ermüdet war, und da ich durchaus nicht die Gewißheit hatte, daß er es gut aufgenommen haben würde, wenn ich ihm widersprochen hätte, namentlich, da ich mich erinnerte, daß er Einige aus diesem Anlasse getadelt hatte, als ob sie fürchteten nicht für gescheidt genug gehalten zu werden, wenn sie nicht etwas ausfindig machten, was sie gegen eine gegenteilige Meinung vorbringen konnten.

So lobte ich denn jene Einrichtungen und seine Rede, nahm ihn sodann bei der Hand und führte ihn in das Speisezimmer, indem ich bemerkte, wir würden wohl noch später Zeit finden, über dieses Thema nachzudenken und des Langen und Breiten darüber zu Sprechen.

Möchte es dazu doch noch einmal kommen!

Indessen, wenn ich auch nicht Allem, was er zum Besten gegeben, beistimmen kann, obwohl er ohne Widerspruch ein höchst gelehrter, in den Weltangelegenheiten gründlich unterrichteter Mann war, so muß ich doch ohne weiteres gestehen, daß es im utopischen Staatswesen eine Menge Dinge gibt, die ich in anderen Staaten verwirklicht zu sehen wünsche.

Freilich *wünsche* ich das mehr, als ich es *hoffe*.

Ende des zweiten Buches.